Bav. 2177 m =

Rainprechter

2177.

Freimüthige,
auf
Selbsterfahrung gegründete,

Ansichten

über den
Verfall des Ackerbau's
in
verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes,
und über die
geeignetsten Mittel, demselben kräftig vorzubeugen.

Sendschreiben

an
alle rationelle Groß- und Klein-Gutsbesitzer in Bayern

von
Karl Rainprechter, Ritter.

Bamberg.
Druck und Verlag des literarisch-artistischen Instituts.
1837.

90 B

Verlags-Anzeigen.

In unserem Verlage sind neu erschienen und so eben versendet worden:

Anleitung zur gründlichen Erlernung der deutschen Sprache nach Lhomond's Lehrweise. 8. brosch. Netto 4 gGr. oder 18 kr.

Lhomond's, Professor zu Paris, kurze franz. Sprachlehre, welche die Grundzüge zur regelrechten Erlernung dieser Sprache, in einer eben so vollständigen als leicht faßlichen Methode, vor einigen Jahren zusammenstellte, wurde in kurzer Zeit in mehreren Auflagen und Nachdrücken zu vielen 1000 Exemplaren selbst bis Rußland verbreitet und bewährt gefunden.

Diese Methode auf die Erlernung der deutschen Sprache anzuwenden, haben die Verfasser gegenwärtiger Schrift, Lehrer an einer unserer ersten Erziehungsanstalten, mit entschiedenstem Erfolge versucht, und solche als Resultat ihrer glücklichen Erfahrung, besonders unseren mittleren und Gewerbsschulen, hier übergeben. Daß hiebei die gründlichste Wissenschaftlichkeit, die Benützung aller neueren Sprachforschungen, von den Verfassern genau beachtet worden, kann dem Sachkundigen nicht entgehen, und so wird sich diese Schrift zum Unterrichte wie für den Sprachlehrer gleich sehr empfehlen, wie sie denn auch bereits in mehreren der bedeutendsten Lehranstalten eingeführt ist.

Bayl's, J. G. Dr. ersten Bürgermeisters von Bamberg, poetischer Nachlaß. Nebst der Skizze seines Lebens. Herausgegeben von Dr. F. J. Felsecker. Mit dem Bildnisse des Dichters 2te Ausgabe. 8. brosch. Preis 16 gGr. od. 1 fl. 12 kr.

Die erste Ausgabe dieser Gedichte wurde nur an die Freunde und Verehrer des verewigten Dichters versendet. Aber der tiefe poetische Geist, die wahrhaft kindliche Gemüthlichkeit, die Glut für jedes bessere Gefühl in der Menschenbrust, welche in diesen Erzeugnissen, der durch amtliche Geschäfte leider nur zu oft gestörten Muse Bayl's, sich kund geben, werden auch in weiterem Kreise Anklang finden. Das Bildniß ist sprechend ähnlich und trefflich ausgeführt.

Brendel, Sebald, Dr., vormal. öffentl. u. ord. Professor der Rechte an der königl. bayer. Universität zu Würzburg, jetzt k. bayer. Appellationsgerichtsrathe. Handbuch des katholischen und protestantischen Kirchenrechtes. Mit geschichtlichen Erläuterungen und steter Rücksicht auf die neuesten kirchlichen Verhältnisse in den deutschen Bundesstaaten und namentlich im Königreiche Bayern. Neue unveränderte Ausgabe der 2ten Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 16 gGr. od. 3 fl.

Carmignani, Johann, Ritter des Verdienstordens vom h. Joseph, o. ö. Professor der Rechte an der k. k. Universität Pisa und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Die Todesstrafe. Eine plilosophisch-juridische Abhandlung. In's Deutsche übersetzt von Karl v. Spies, königl. bayer. Kreis- und Stadt-Gerichts-Rathe zu Baireuth. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Geschäftskalender, allgemeiner, für das Königreich Bayern auf das Jahr 1838. gr. 4. cart. Schreibpapier. 16 gGr. od. 1 fl.

Inhalt: 1) Stammtafel des königl. Hauses Bayern; 2) Zeitrechnung für das Jahr 1838; 3) Festrechnung; 4) zehnjährige Uebersicht der beweglichen Feste; 5) die vier Quatember; 6) die vier Jahreszeiten; 7) Sonnen- u. Mondsfinsternisse, Sonnen-Auf- und Untergang; 8) Kalender der Katholiken, Protestanten, Griechen und Juden, mit historischen Erinnerungen für jeden Tag des Jahres; 9) der deutsche Bund; 10) Matrikel des deutschen Bundes; 11) bayerische Taxerhebungsnorm; 12) Scala des bayer. Gradations-Stempels; 13) bayerische Maße und Gewichte; 14) Reduktion der bayer. Maße und Gewichte in die französischen; 15) Beiträge zur Statistik von Bayern; 16) Verzeichniß aller Riechsanwälde im Königreiche Bayern, nach dem Stande vom Juni 1837; 17) Verzeichniß aller Postkurse; 18) Verzeichniß der Hauptrouten, Postrouten und Entfernungen von München ab; 19) die Münzen in Griechenland; 20) Zinsen-Berechnungen: 21) bayerische Baudenkmale.

Derselbe erscheint von nun an alljährlich in groß Quart und schöner Ausstattung im August.

Freimüthige,

auf

Selbsterfahrung gegründete,

Ansichten

über den

Verfall des Ackerbau's

in

verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes,

und über die

geeignetsten Mittel, demselben kräftig vorzubeugen.

Sendschreiben

an

alle rationelle Groß- und Klein-Gutsbesitzer in Bayern

von

Karl Rainprechter, Ritter.

Bamberg.

Druck und Verlag des literarisch-artistischen Instituts.

1837.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Bauer soll verkaufen, nicht einkaufen wollen.

Altes Sprüchwort.

Dem

Höchstverehrlichen

Generalkomité des landwirthschaftlichen Vereins

in

Bayern,

als unermüdetem Beförderer vaterländischer Cultur

hochachtungsvollst gewidmet

vom

Verfasser.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Je mehr der hochachtungsvollst Unterzeichnete durch eine Reihe von Jahren Gelegenheit gehabt hat, auf der einen Seite die nie genug anzuerkennenden Anstrengungen Eines Höchstverehrlichen Generalkomité's für die Emporhebung des vaterländischen Ackerbau's zu beobachten, auf der andern dagegen mit dem ganzen Heer von Hindernissen bekannt zu werden, welche sich eben diesen Anstrengungen hier mehr, dort weniger, entgegenstellen, desto gewisser darf sich derselbe wohl der schmeichelhaften Hoffnung überlassen, es werde eine Schrift geneigt an- und aufgenommen werden, bei deren Abfassung ihn ein gleicher Zweck geleitet hat.

Darum erlaubt sich denn der hochachtungsvollst unterzeichnete, Einem Höchstverehrlichen Generalkomité dieses

Sendschreiben an alle die Oekonomen, welche den jetzigen Zustand des Ackerbau's nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, unmittelbar zu überreichen, und den ganz ergebensten Wunsch auszudrücken, derselbe wolle in diesem Schritt nur einen kleinen Beweis jener unbegrenzten Hochachtung erblicken, mit welcher gegen Einen Höchstverehrlichen Generalkomité erfüllt ist und stets verharren wird

Der Verfasser.

Vorwort.

Um nicht mißverstanden zu werden, muß ich über das Entstehen und den Zweck dieser Schrift, so wie darüber, warum ich dieselbe ein Sendschreiben an alle rationellen Groß- und Kleingutsbesitzer Bayern's nenne, während sie doch der sonst üblichen äußeren brieflichen Form entbehrt, nothwendig Einiges vorausschicken.

Wer durch die letzteren zehen Jahre, vornehmlich aber seit 1830, irgend ein größeres oder kleineres Gut selbst bewirthschaftet hat, wird in Folge dieser für den Oekonomen so verhänignißvollen Zeit gewiß viele Erfahrungen gemacht haben, welche der Mittheilung nicht unwerth sind. Wem es aber obend'rein während dieser Prüfungsjahre begegnet ist, theils seine in dieselben schon mitgebrachten, theils die erst nach und nach neugemachten Erfahrungen nur unter fortwährender Bekämpfung der mannichfachsten Hindernisse erhärten und anwenden zu können, der wird, wenn er anders Sinn für das Wohlergehen Anderer hat, sich fast unwillkürlich angeregt fühlen, das Selbsterprobte und Erkannte diesen mitzutheilen, um sie wo möglich vor gleichen Anstrengungen und Opfern zu bewahren.

So ist es mir ergangen, und nur darum veröffentliche ich meine Ansichten über den Verfall des Ackerbau's in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes, und über die geeignetsten Mittel, demselben kräftig vorzubeugen. Daß diese Ansichten wirklich auf Selbsterfahrung gegründet seien, hoffe ich im Verfolg darthun zu können. Ich nenne dieselben freimüthige, weil ich mich nirgends gescheut habe,

so zu sprechen, wie ich denke, selbst da nicht, wo ich widersprechen und Klage erheben zu müssen glaubte. Ob die von mir angegebenen Mittel zur Wiedererhebung des so sehr gesunkenen Ackerbau's auch von Andern als die für diesen Zweck geeignetsten werden erkannt werden, muß ich dahin gestellt sein lassen. Aber eben um darüber so bald als möglich in's Klare zu kommen, gebe ich diesen Blättern den Namen eines Sendschreibens, dazu allerdings weniger durch ihre Form und Haltung, mehr durch den lebhaften Wunsch veranlaßt, dieselben mögen nicht nur recht vielen von denen zu Gesicht kommen, für welche ich sie niedergeschrieben habe, sondern es möge von diesen auch dem Einen oder dem Andern gefallen, seine Ansichten dafür oder dagegen, sei es wo nur immer, öffentlich auszusprechen.

So bleibt mir nur noch übrig, darauf aufmerksam zu machen, daß ich bei allen meinen örtlichen Angaben im engeren Sinn den Grund der reichen Ebrach vor Augen habe, im weiteren die beiden Nachbarthäler der Aisch und der rauhen Ebrach, im weitesten alle die Gegenden, wo es gerade so aussieht, wie hier zu Land. *)

Schlüsselau an der reichen Ebrach,
im Sommer 1837.

Der Verfasser.

---

*) Ich befürchte nicht, unbescheiden zu erscheinen, wenn ich mir hier die Bemerkung erlaube, daß es mir nicht an Gelegenheit gefehlt hätte, bei der Niederschreibung dieser Mittheilungen das eine oder andere, auch wohl viele gelehrte Werke unserer schriftstellernden Oekonomen zu benutzen. Aber eben weil diese Bogen jedes fremdartigen Anstriches entbehren sollen, habe ich es für Pflicht gehalten, mit den seltensten Ausnahmen mich nur auf Schriften zu beziehen, welche ihr Entstehen entweder dem Centralkomité des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern selbst verdanken, oder doch die Anerkennung und Empfehlung desselben sich erworben haben.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Einleitung XI

Erstes Kapitel.

Vom Grund und Boden 1

Zweites Kapitel.

Vom Viehstand 8

Drittes Kapitel.

Von den Dienstboten 22

Viertes Kapitel.

Von dem Grundeigenthümer 29

Fünftes Kapitel.

Wie ist dem abzuhelfen? 56

Sechstes Kapitel.

Einige Nachträge 115

Einleitung.

Fast gleichzeitig sahen wir nur erst in den jüngsten Tagen in London und München sich gewandte Redner dort für die Wiedereinführung einer angeblich wohlthätigen Klassen-Lotterie, hier für die Aufhebung des trügerischen Zahlenlotto's erheben. Gelegentlich des im englischen Unterhause gestellten Antrags äußerte zu Gunsten desselben ein Redner unter Anderem: „es gäbe keinen größeren Irrthum, als unter den Gründen für die Aufhebung der Lotterie mit aufzuführen, daß sie Hazardspiel sei und Hazardspieler bilde; denn selbst zugestanden, daß der Staat ein Recht habe, seinen Angehörigen ein Hazardspiel und somit die Gelegenheit zum Gewinnen und Verlieren durch dasselbe zu verbieten, so folge dann, daß entweder jedes Spiel, oder gar keines gesetzlich verboten sein müsse. Nun versage man aber dem Einen die ihm über Alles reizend erscheinende Theilnahme am Hazardspiel einer Klassen-Lotterie, während man Andere ungehindert Hab und Gut verspielen lasse bald im Geld-, bald im Waarenhandel,

bald im Bergbau, bald durch andere Spekulationen und Unternehmungen, bei denen Allen der Unternehmer sein Geld gleich sehr auf das Spiel setze.“ Obenan jedoch stellt unser raisonnirender Engländer den Landmann. „Vor Allem, so las ich mit nicht geringem Erstaunen, verbiete man dann die Pflegung des Grund und Bodens, denn anerkannt ist doch ein solcher Mensch der größte Hazardspieler, welcher sein Vermögen nicht bloß den Launen der Göttin Fortuna, sondern selbst der Mißgunst von Hitze und Frost, von Sonne und Regen, von Wind und Wetter preis giebt.“

Bei dem ersten Anblick scheinen solche Aeußerungen allerdings nur scherzweise gemacht werden zu können; bei näherer Beachtung zeigt sich's jedoch, daß ihre Anwendung, weniger zwar auf den englischen, desto eher auf den deutschen und am meisten leider auf den bayerischen Landmann allerdings möglich ist. Freilich ist's kein eigentliches Hazardspiel, dem wir Grundeigenthümer huldigen, denn dann müßten wir, indem wir viel einsetzten, noch mehr zu gewinnen hoffen, und durch die Fortdauer eben dieser Hoffnung selbst bei einmaligem oder wiederholtem Verlust noch aufrecht und bereit zur Ausdauer erhalten werden können; aber ein Spiel bleibt es doch, von der Dankbarkeit des Grund und Bodens, die so sehr durch äußere Umstände bedingt wird, eine Vergütung vielfacher Opfer und Anstrengungen zu erwarten, ein um so verderblicheres Spiel dann, wenn entweder zu reger Eifer für die Lösung der gestellten Aufgabe, oder Mangel an nöthigen

Erfahrungen die Opfer zu häufig bringen, die Anstrengungen zu kraftraubend werden läßt. Bleibt der Zustand unseres Ackerbaues der jetzige, dann darf kein Oekonom darauf rechnen, seine auf Cultivirung des Bodens gewendeten Kapitalien sich nur zum niedrigsten Cours rentiren, noch weniger sie je sich verdoppeln zu sehen, wie dies in unsern industriösen Tagen so häufig der Fall bei anderen Unternehmungen ist, die weder höhere Gefahr bieten, noch so große Müheleistungen verlangen, als der Ackerbau.

Dem darf und kann daher nicht länger so bleiben, soll nicht über kurz oder lang das Schlimmste daraus hervorgehen. Wie der besonnen wagende Gewerbs- oder Geschäftsmann in der Stadt, so muß auch der Grundeigenthümer auf dem Land endlich einmal anfangen, zeitgemäß thätiger und unternehmender zu werden. Dies wird er aber nicht eher, als bis es ihm zum landwirthschaftlichen Glaubensbekenntniß geworden ist:

> „der Oekonom soll von seinem Grund und Boden, aus seinem Vieh, durch seine Dienstboten, und aus seiner eignen Thätigkeit den höchstmöglichen Gewinn zu ziehen suchen."

Die Wahrheit dieses Satzes ihrem ganzen Werth nach erwägend, kann ich keinen Augenblick Bedenken tragen, ihn an die Spitze dessen zu stellen, was ich zu sagen haben werde, und mich auch in der Anordnung des Einzelnen von ihm leiten zu lassen.

Erstes Kapitel.

Vom Grund und Boden.

§. 1.

Daß die Gegend, in welcher ich lebe, nicht zu den von der Natur vernachlässigteren gehöre, wird Jeder gerne bezeugen, der sie irgend einmal bereist hat. Fast in völlig gleicher Richtung ziehen sich von Westen nach Osten drei Thäler. Entfernter rechts der Aischgrund, den Landwirthen bekannt durch seine vielen Wiesen, die ihn zu einem der reichsten im Vaterland machen könnten, — dem Gutschmecker durch die Krebse der Aisch, welche denen aus der Altmühl nur wenig nachstehen sollen. Näher links das Thal der rauhen Ebrach, bedeutend schmaler, doch nicht weniger angebaut und bevölkert. Inmitten der Grund der reichen Ebrach, welche jedoch selbst diesen Namen nicht ohne Scham soll nennen hören können, da es ihr an Allem, im Sommer selbst am Wasser gebricht.

Dennoch hat auch dieses, aufwärts ziemlich breite, abwärts desto schmalere Thal seine eigenthümlichen Reize. Weder fehlt es an Höhen, bald mit Wald und Gebüsch, zumal recht vielen anmuthigen Laubschlägen, bald mit kahlen Scheiteln und herrlichen Fernsichten, noch an bebauten Niederungen und Wiesen, und außerdem lassen auf eine zahlreiche, und, in Betracht der fast zahllosen Maienbäume und Kellerhäuser, lebelustige Bevölkerung die vielen Dörfer schließen, welche der Fremde so gern für das Territorium jenes prächtigen

Grafensitzes hält, *) dem er seiner herrlichen Kunstschätze halber zuwandert, oder wohl auch, um die in dem noch jugendlichen Schloßpark herumlungernden Hirsche und fremden Gänse zu sehen. Aber alle diese Täuschungen schwinden bei näherer Betrachtung nur zu schnell, zumal in den Augen des prüfenden Landwirths.

Wie findet derselbe, um nicht vom Nächsten abzuschweifen, vor Allem den gesammten Grund und Boden?

Alle diese Wälder sind mehr oder weniger verwüstet, oder gehen der Verödung mit schnellen Schritten entgegen; die dem Anschein nach so schönen Feldfluren befinden sich beinahe ohne Ausnahme im Zustande tiefer Vernachlässigung, fast alle diese vortheilhaft gelegenen Wiesen gleichen kaum guterhaltenen Hutangern.

§. 2.

Es hieße wohl zehnmal Gesagtes noch einmal wiederholen, wollte ich die Behauptung weitläufig zu erörtern suchen, daß sich unsre Waldungen, — — es versteht sich von selbst, daß ich hier wie überall nur von Gemeinde- und Privatbesitzungen rede, — — in Wahrheit im traurigsten Zustande befinden; denn um das oft Gehörte zu glauben, darf man nnr selbst kommen und sehen.

Auch die Frage, woher dieser beklagenswerthe Zustand komme, ist, zumal in der neueren Zeit und darum leider zu spät, schon oft aufgeworfen und beantwortet worden. Meine eigenen Beobachtungen ließen mich vornehmlich zwei Grundursachen der jetzt stattfindenden Devastation unserer Gemeinde- und Privatwaldungen erkennen, zuerst die Mangelhaftigkeit der Beaufsichtigung seitens des Staates, und dann die völlige Schutzlosigkeit seitens der Besitzer.

Schulden, oder andere Ursachen erzeugen den Wunsch nach baarem Gelde. Wohlan, ich habe Holz! Und was gleicht, wenigstens bei uns, dem baaren Geld jetzt mehr, als Holz? Städter und Landleute in Massen kommen ja in gegenwärtiger Zeit zu den Versteigerungen in den königlichen Wäldern, um,

*) Pommersfelden, eine der Gräflich von Schönborn'schen Herrschaften mit herrlichem Schloß, einer ausgezeichneten Gemälde-Gallerie, u. s. w.

was Holzrecht-, Besoldungs-, und besondere Begünstigungs-Abgaben *) zum allgemeinen Strich an mittelmäßiger und schlechter Waare etwa noch kommen lassen, zu jedem Preis zu erkaufen. Bürger wie Bauern verkaufen das Erstrichene dann Klafter für Klafter bedeutend wohlfeiler, aber das thut nichts, sie haben baar Geld, ohne zum Juden ihre Zuflucht nehmen zu müssen, da ihnen der Staat wenigstens einen dreimonatlichen Credit giebt. Wer verdenkt es nun dem Privatmann, daß auch er sein Holz niederschlägt, um von den enormen Holzpreisen zu profitiren? Gewiß Niemand, selbst dann nicht, wenn er gegen alle wirthschaftliche Grundsätze d'rein nein schlägt, wie ins Unkraut, und alle Rücksicht auf Wiedernachpflanzung außer Acht läßt.

Wie umgeht er aber die desfallsigen öffentlichen Gesetze? Auf die leichteste Weise, und das gewissermaßen mit vollem Recht; denn was soll ihn zur Beachtung von Vorschriften veranlassen, die ihm auf der einen Seite nur einen, mittelbar allerdings wohlthätigen, Zwang anlegen, auf der andern aber

*) Auf die Art und Weise, in welcher hier zu Land jener staatswirthschaftliche Grundsatz gehandhabt werde, nach welchem Forst- und Ackerkultur sich gegenseitig die Hand bieten sollen, nähere Rücksicht zu nehmen, werde ich später Gelegenheit erhalten. Um jedoch denen nicht unklar zu sein, die in Gegenden leben, wo es nicht gerade so, wie hier, zugeht, will ich Folgendes zufügen. Ueber die Holzrechte ein Wort zu verlieren, finde ich unnöthig, eben darum, weil es Rechte sind. Möchte es möglich sein, daß alle die, welche durch die jetzigen Holzpreise so sehr leiden, wenigstens die Aermsten unter ihnen, seitens des Staates berechtigt würden, ihren ohngefähren Bedarf für eine mittlere Taxe aus den königlichen Waldungen zu beziehen! Dasselbe gilt von den Besoldungshölzern. Wohl dem, der solche zu beziehen hat! Aber der eigne Vortheil sollte nicht bis zum Nachtheil Anderer ausgedehnt werden. Obenan stehen in diesem Bezug die Forstbeamteten zum Theil selbst. Dem sei jedoch, wie ihm wolle, ich halte mich fern von aller und jeder Persönlichkeit, und will hier, wie an jedem andern Orte nur ausgesprochen haben, was Selbsterfahrung und die laute Stimme der öffentlichen Meinung mich gelehrt haben. Nach dieser giebt es hier allerdings auch „Begünstigungsabgaben." Was unter diesen zu verstehen sei, weiß jeder, dem das Zuschreiben um die niedrigste und mittlere Taxe u. s. w. nicht unbekannt ist.

mit Hab und Gut und selbst dem eigenen Leben außer allem Schutz stellen? Wer so viele Waldungen besitzt, daß er tagwerkgroße Verwüstungen, die ihm über Nacht von Diebeshand zugefügt werden, kaum wahrnehmen kann oder nicht zu beachten braucht, der mag immerhin hegen und pflegen. Aber solche Besitzungen giebt es leider nur in Gegenden, wo, eben weil sie da sind, das Holzstehlen nicht so lohnend und somit nicht so im Schwunge ist. Bei uns darf der Waldbesitzer nicht erst die Nacht abwarten, um Dieben aufzulauern, er kann bei Tag das Fallen seiner schönsten Bäume hören, der nächsten vielleicht aus dem eignen Fenster. Und wehe, wenn er sich selbst zu schützen sucht, er setzt seine Haut, ja sein Leben täglich ein, zumal wenn er nicht gleichzeitig Jagdberechtigter und somit bewaffnet ist! Ich könnte aus der unmittelbarsten Nachbarschaft ein Beispiel anführen, wo ein Großgutsbesitzer seine bedeutenden Waldungen kaum vor Monaten total hat ausrotten müssen, um bei fortdauernder Entbehrung des vielfach gesuchten Schutzes wenigstens nicht Alles zu verlieren. Aber die vormals bewachsenen Hügel bleiben fortan kahl!

So stellt sich's wohl als unbezweifelt heraus, daß die oben angeführten beiden Grundursachen wirklich am meisten zur Devastation unsrer Privatwaldungen beigetragen haben, Mangelhaftigkeit der öffentlichen Aufsicht gestattet die Verwüstung, Schutzlosigkeit treibt fast selbst unwillkürlich zu derselben.

Ich weiß recht wohl, daß es noch manche andere Ursachen giebt, aber sie alle lassen sich mehr oder weniger den genannten unterordnen. Obenan stellt man gewöhnlich die armen Hopfenstangen! Ich sah erst vor ganz kurzer Zeit eine Masse solcher Föhrenstangen nicht der besten Art im königlichen Wald das Hundert zu 11 fl. verstreichen, sage mit Worten eilf Gulden für einhundert Stangen! Wie sollte ein Bauer, der Geld braucht, nicht die letzte Stange schlagen und verkaufen?

Noch mehr fast wird in unsern Tagen vom Streurechnen gesprochen und geschrieben, und vom Einzelhüten, einem Unfug, der allerdings noch pestartiger wirkt, als das nun hoffentlich bald selige Lotto. Beide Uebel, die ich hier nur nenne, weil ich ihrer später ausführlich Erwähnung thun muß, ruiniren jedoch die Wälder nicht, sondern hindern bloß den Wiederanwachs derselben, haben also den jetzigen Zustand nicht herbeigeführt, sondern bedingen bloß seine Fortdauer.

§. 3.

Der Beweis dafür, daß sich unsere Feldflur beinahe ohne Ausnahme im Zustand tiefer Vernachlässigung befinde, dürfte nicht schwieriger sein, und ich kann mich bei seiner Führung um so kürzer fassen, je häufiger ich später nothgedrungen auf diesen Punkt zurückkehren muß.

Freilich besteht ein guter Theil der sämmtlichen Felder in leichten, sandigen Aeckern. Aber der größere Theil gehört einer besseren Klasse an, und selbst des besten Bodens ist genug vorhanden. Immer bewies sich daher früher derselbe durchschnittlich gegen seine Pfleger dankbar, um so dankbarer dort, wo thätige Hände sich auch dem Obstbau gewidmet hatten. Tausende ausländischer Thaler flossen dadurch jährlich einzelnen Dörfern zu, dies ist notorisch wahr, aber eben so wahr leider, daß jene wohlthätigen Apfel-, Birnen-, Kirschen- und besonders Zwetschgenbäume jetzt auf mancher Markung spurlos, überall zum guten Theil, verschwunden sind, und daß sich nirgends ein fester Wille zum Wiederanpflanzen *) zeigt.

---

*) Ich bin nicht so ungerecht, zu verkennen, daß es hier schwer ist, einen solchen festen Willen zu fassen, ja für den Einzelnen fast unmöglich. Warum? Uns fehlt für die Wiederemporbringung des tief gesunkenen Obstbau's die öffentliche Sicherheit! Später darüber mehr, jetzt nur eine Stimme aus anderer Gegend. Ich hebe aus dem Centralblatt des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern (Mon. Dezemb. 1836.) pag. 823 die gewichtigen Worte, eines leider Ungenannten hervor. „Wenn, so äußert er gegen einen Dritten, (Jemand) sagt, daß die Obstbaumzucht im sogenannten Altbayern nicht so sehr zurück ist ꝛc., so dürfte man zweifeln, ob er Altbayern auch nur oberflächlich kennt. Einzelne Glanzpunkte geben den Ausschlag nicht. Im Ganzen findet es der Bauernbursche viel unterhaltender, die Obstbäume an Straßen und in Gärten abzuschneiden, und das Obst zu stehlen, als Bäume zu pflanzen und auf ihre Frucht zu warten. Daher kann man viele Dörfer sehen, wo seit Jahren kein junger Baum gesetzt wurde, und die alten ohne alle Pflege dem Untergang entgegen gehen.“ u. s. w. Im gleichen Sinne spricht sich im Märzheft (1836) desselben Blattes eine andere Stimme aus: „In den meisten Gegenden, so lesen wir pag. 161, ja fast allgemein hält man den Frevel an Obstbäumen für das größte Hinderniß der Obstbaumzucht, was freilich noch den rohen Zustand der Menschen beurkundet. Dagegen können Seel-

So wird wahrscheinlich eine desto größere Sorgfalt auf den eigentlichen Feldbau verwendet?

Man wundere sich nur einem Bauer gegenüber, warum er selbst die bekanntesten und leichtesten Mittel und Wege verschmähe, welche zur Verbesserung seiner Aecker führen könnten, er bleibt bei der ewigen Antwort: „hat's doch mein Vater und mein Herrle (Großvater) auch so gemacht, wie ich!", verlangt fort und fort von ungedüngten Feldern gute Frucht, sucht keinen Ersatz für den fehlenden, keine bessere Methode für den schlechten Dünger, genug, hängt am angebornen und anerzogenen Schlendrian, ohne zu begreifen, daß er um so tiefer verarmen muß, je länger er es so fort treibt. Nicht zwei Jahrzehnte könnten bei solcher Vernachlässigung mehr vorüber gehen, ohne daß der bessere Boden dem jetzt schlechtesten gleichkommen, dieser aber für jede weitere Bewirthschaftung völlig unbrauchbar werden müßte.

§. 4.

Nichts kann wohl dem Landwirth weher thun, als wenn er lesen oder hören muß, dieses oder jenes Thal werde von diesem oder jenem Fluß bewässert! Doch ja, bewässert allerdings, erst im vergangenen Mai habe ich selbst einen Theil nicht nur meiner Wiesen, sondern auch meiner tiefer liegenden Felder bewässern, das heißt, von der in Folge vieler Gewittergüsse ihr ungeregeltes Bett verlassenden Ebrach unter Wasser setzen und zerreissen lassen müssen. Aber ausserdem blickt der Grundeigenthümer, während die Sommerhitze seine dürstenden Wiesen im wahrsten Sinn des Wortes verbrennt, umsonst in die Fluthen des sie bespülenden Flusses, dieser ist nur für ein halbes Dutzend Mühlen vorhanden, welche er obendrein bei seinem, durch ewige Krümmungen gehemmten, Gang und bei der altherkömmlichen schlechten Bauart derselben nur kümmerlich und nicht ohne empfindliche Unterbrechungen im Leben erhalten

---

sorger, dann Ersatz durch die Gemeinden die Abstellung am schnellsten bewirken." u. s. w. Warum nennt wohl der Herr Verfasser neben dem Seelsorger nicht den Lehrer, welcher auf die Jugend unmittelbarer wirkt? Merkwürdiger Weise wird jedoch hier zu Land der Baum oder die Rebe, überhaupt der Garten des Pfarrers und Lehrers immer am ersten geplündert!

kann. Wie viele tausend Fuhren des besten Heu's müßten nur im Thal der reichen Ebrach gewonnen, wie außerordentlich dadurch die Viehzucht und dem Ackerbau geholfen werden, würde das Bett jenes Flusses möglichst rektifizirt und dann die Bewässerung der angrenzenden Wiesen gestattet! Aber dem ist nun einmal nicht so, wir werden nie Wasserwiesen erhalten.

Jedoch nicht nur solche, auch andere Wiesen lassen sich mit Nutzen verbessern. *) Aber dann müssen Hügel abgehoben, Tiefen ausgefüllt, zur Gewinnung des Feldwassers Gräben gezogen, alles Ungeziefer entfernt, und vor Allem die Vegetation durch reichlichen und zweckmäßigen Dünger unterstützt werden! Stehe nicht still, Wanderer, denn du siehst nichts dergleichen, fast alle unsere im Ganzen doch sehr gut gelegenen Wiesen gleichen in Wahrheit kaum gut erhaltenen Hutangern. **)

---

*) Ueber die Nothwendigkrit durchgreifender Wiesenkulturen in Bayern überhaupt vergl. Centralblatt Februar 1836 p. 113 f., July 1836 p. 460 f., August 1836 p. 468.

**) Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne des über alles Lob erhabenen Beispiels der Nachahmung zu gedenken, welches in Bezug auf Wiesenverbesserung der Landwirth Michael Irlbeck zu Liebenstein gegeben hat. Vergleiche dessen treffliches Werk „das Wichtigste der dermaligen Landwirthschaft" u. s. w. in drei Bänden. Augsburg, bei Kollmann, 1834 von Seite 104 — 111 im 2. Band, und wieder ebendaselbst über Wiesenverbesserung im Allgemeinen Seite 111 — 143.

Zweites Kapitel.

Vom Viehstand.

§. 1.

Wie in vielen anderen Gegenden Deutschlands und besonders Bayern's, beschränkt sich auch in der hiesigen aller Viehstand des Landwirth's mit den seltensten Ausnahmen auf Rindvieh. Pferde kennt man fast gar nicht, Schweine hält und schlachtet man, jedoch ohne sie selbst zu ziehen, die Schafzucht, über die ich einige Worte weiter unten zufügen werde, muß sich aus leicht begreiflichen Gründen im Durchschnitt auf einer sehr niedrigen Stufe befinden, vom Federvieh weiß man nichts, Gänse ausgenommen, von denen man merkwürdiger Weise die besten und meisten immer in den niedrigsten Hütten antrifft, weil gerade in diesen das beste Futter zu Haus ist, da es von den Inwohnern bei Tag und Nacht auf Feldern und in Scheuern gestohlen wird. Man kann von ihnen die gutgemästeten Gänse gegen baares Geld um so leichter erhalten, je gewisser sie sich durch Enten und Hühner schadlos zu halten gedenken, welche ihren Augen und Händen in den größeren Höfen heranwachsen. Davon weiter unten. Ich will der gewöhnlichen Eintheilung folgen, nach der man das Rindvieh in Nutz-, Zucht-, Zug- und Mastvieh zerfallen läßt, alles Sonstige aber besonders zufügen.

§. 2.

Nirgends dürfte ein größeres Mißverhältniß zwischen dem sogenannten Nutz- oder Milch gebenden, und dem Zugvieh stattfinden, als hier zu Land. Viele Bauern haben vier,

auch sechs Ochsen und wohl noch mehre, diesen gegenüber aber meist eine einzige, höchstens zwei Kühe. Niemand denkt daran, den Verkauf von Milch, Butter, Schmalz, Käse u. s. w. als einen Hauptzweig des ökonomischen Lebensbaumes zu beachten, ja alles dies gehört nirgends so zu den seltensten Delikatessen, wie in den hiesigen Bauerhöfen. Warum sich dann der Bauer nicht hier wie anderwärts statt der Ochsen Kühe hält, oder diese statt der ersteren als Zugvieh benutzt? Zwei mächtige Hindernisse treten gegen solche Verbesserung der derzeitigen Ueblichkeit ein, ein moralisches, und ein örtliches.

Biete einem Knecht das schönste Doppel- oder Viergespann von Kühen statt der früher geführten, vielleicht elendesten Ochsen, er wird dir den Dienst versagen, selbst auf und davon laufen. Thut es der Bauer als Eigenthümer, bleibt er Gegenstand des Spottes. Nicht nur hier, sondern auch weiter ist diese Narrheit heimisch. Könnte ich doch ein Beispiel anführen, wo der Sohn eines vernünftigen Landwirths seinen Verstand verlor, weil er sich zu den Kühen verdammt sah, während der Vater die Ochsen führte. Nur durch den Umtausch des Gespannes konnte der Bursche dem Tollhaus wieder entrückt werden. Schickte sich's, so würde ich sagen, mit solchen Ochsen ist nichts anzufangen!

Aber es findet ein zweites Hinderniß statt. Wie in gar vielen Gegenden Bayern's, so hat es auch hier nie einen schönen Schlag Rindvieh's gegeben. Man darf viele Ställe, ja die von ganzen Dörfern durchwandern, bis man eine Kuh mittlerer Größe findet. Eine solche aus edlerer Raçe, zum Beispiel der so schätzenswerthen Ansbacher, kann man kaum für schweres Geld haben. Desto häufiger sind jene, von den sächsisch-böhmischen Wäldern hergekommenen, seitdem aber wo möglich noch mehr entarteten, kleinen, krummhörnigen, großbauchigen und schwachen Thiere, die keine Tugend haben, als daß sie bei dem schlechtesten und geringsten Futter noch Milch geben. Diese kann man freilich nicht wohl einspannen, und eben weil man sie nicht einspannt, hat man auch keinen guten Willen, sie mit anderen, tüchtigeren zu vertauschen. Lieber nimmt man seine Zuflucht zu Ochsen.

Sind diese besserer Raçe? Allerdings sieht man nicht selten ein Doppel-, oder Viergespann schöner Ochsen, und zwar entweder aus der Ferne herbeigeschafft, in welchem Falle man sich

oft genug von den Unterhändlern prellen lassen muß, bis man ein solches zusammen bringt, oder wohl auch an Ort und Stelle erzogen. Um zu erfahren, wie das letztere möglich sei, müssen wir uns unter dem Zucht- und Mastvieh umsehen.

§. 3.

Man trifft so ziemlich in den meisten Ställen einige abgesetzte Kälber, in dem einen oder andern deren wohl gleich ein halbes Dutzend und mehre an; aber nur äußerst selten ein schönes Kuhkalb. Warum? „Ochsen, so raisonnirt bei sich der Bauer, muß ich haben, je größere und stärkere, desto besser und ehrenvoller!" Folglich setzt er jedes Stierkalb ab, das ihm von einer der hübscheren Kühe fällt. „Mit den Kühen pressirt mir's nicht so, fährt er fort, es geben die kleinsten so gut Milch, wie die größten, und fressen obend'rein weniger!" Darauf hin verkauft er jedes, nur immer entbehrliche, Kuhkalb an den Metzger oder Juden, und natürlich greifen diese am schnellsten nach den schöneren, der Erstere, weil er alsbald und doch wenigstens scheinbar gut schlachten will, der Letztere, weil er seine Waare außerdem nicht wieder mit Vortheil an den Mann bringt.

So sieht sich der Bauer, zwar nicht wider Freiheit und Willen, doch durch nicht leicht zu beseitigende Verhältnisse dahin gebracht, daß er für sich selbst gerade das schlechteste Nutzvieh erzieht.

Und gerade so geht's dem bei weitem größeren Theil der Landwirthe mit dem selbstgezogenen Zugvieh; denn dieses erhält aus Gründen, die ich mehr andeuten als ausführen will, über kurz oder lang, je nachdem der Besitzer noch gut daran ist, die Bestimmuug als Mastvieh.

Vom Großgutsbesitzer, dem es nicht am Betriebskapital fehlt, vom Gastwirth, vor Allem vom Bierbrauer rede ich da freilich nicht, er befindet sich auf dem Land so wohl, wie in der Stadt. Jene Unmasse gewöhnlicher Bauern habe ich vor Augen, in deren Ställen man sich eher, als unter Sonnendürre und Hagelschaden, Abneigung und selbst Widerwillen gegen Selbstbewirthschaftung holen könnte. Ich komme wiederholt auf diese Ställe zurück, jetzt zur Sache.

Selten kommt wenigstens hier zu Land der Bauer dazu, seine Ochsen, zumal wenn sie groß und stark sind, vorher eine

ordentliche Reihe von Jahren im Zug benutzen, und dann erst entweder zum Selbstgebrauch, oder zum freien Verkauf in Mast stellen zu können. Wir machen die Probe und treten in den ersten besten Stall. „Nun, Alter, was wird heuer gemästet?“ Da die Oechsle! „Schon verkauft?“ Ja! „Nichts für's eigene Haus?“ Ja, da das Küh'le will ich schlachten! Dazu macht die Frau ein bittertrauriges Gesicht, denn es ist nicht ihre schlechteste Kuh gemeint; aber dürres Fleisch muß in's Haus, und die Ochsen sind verkauft.

Nach dem Käufer fragen wir nicht, heißt er nun Baruch, oder Levi, oder Rosenbaum, gewiß ist's ein Jude, der dem Bauer vor sechs, höchstens zwölf Monaten das Geld zum Ankauf elenden Flitters für Weib und Kind, oder zur Zahlung einer Wirthshausschuld, oder für den Advokaten, oder zu welchem Zweck immer vorgeschossen, ausdrücklich aber auf die zwei Ochsen vorgeschossen hat, welche er zwar schlachten zu wollen vorgiebt, die er aber in Wahrheit bei dem ihm mit Leib und Seele verfallenen Bauer nur so lange in gutem Futter stehen zu lassen gedenkt, bis er Gelegenheit findet, im Wiederverkauf abermals hundert Prozent zu holen.

Was wird der arme Verkäufer einspannen? Neben den sogenannten Mastochsen stehen zwei kleine, anderthalb, zwei Jahr alte Stiere. *) Diese müssen mit dem Frühjahr in's Feld mit

*) Daß es anderwärts nicht besser sei, schließe ich aus einem Aufsatz im Wochenblatt des landwirthsch. Vereins, Nr. 7 des Jahrganges XXI. wo es wörtlich heißt; „Nicht der Viehhandel, wohl aber der Viehstand hat abgenommen, und sinkt immer mehr, und zwar in dem Maße, als sich das Betriebskapital in der Landwirthschaft verringert; denn jedesmal giebt der Viehstand den richtigsten Maßstab zur Beurtheilung der dem Landwirth zu Gebot stehenden Geldkräfte! — Es ist ja klar, daß ohnmöglich und niemals ein entkräfteter, hülfloser Bauersmann einen ordentlichen Viehstand auf die Beine zu bringen vermag! Er kann ja dessen Heranwachsen nicht erwarten! — Kaum ist das Kalb trocken, und selten acht Tage alt, so muß er es nm 3 oder 4 Zwanziger verkaufen; denn er hat schon lange Zeit auf diese armselige Einnahme gewartet, und kann auch in seinem bedrängten Hauswesen die Milch nicht länger entbehren, die das Kalb zur Nahrung bedürfen würde; noch weniger also darf er daran denken, mehr Kälber abzunehmen, als die dringendste Noth erfordert. Die wenigen Rinder, die er abstellt, gleichen übrigens ganz dem wirth-

Wagen, Egge und Pflug, um schon im Sommer ohne Werth an größere d'rein gegeben zu werden, die im Winter abermals in Mast kommen; denn nun wartet der Jude, welcher sie gebracht hat, schon nur mehr Wochen, nicht Monate. Glücklich der Bauer, welcher noch im Stand ist, wenn er mästet, zum freien Verkauf zu mästen!

Dies sind meines Erachtens die Hauptursachen, um derer willen wir einen durchgehends schönen Schlag Rindvieh's hier durchaus nicht haben. Anderer werde ich weiter unten, und zwar gelegentlich der Wohnungen und Ställe in hiesiger Gegend, gedenken.

§. 4.

Ist's für den Oekonomen jedoch schon nachtheilig genug, sich mit schwachem Vieh herumplagen zu müssen, weil dadurch jede Arbeit verdoppelt und selbst vervierfacht wird; so leidet er noch weit empfindlicheren Schaden, wenn er im Verhältniß zu seinem Feldbau zu wenig Vieh hat. *) Ich würde diese dunkelste Stelle der Schattenseite aller Landwirthschaft dahier übergehen können, da sich auf dieselbe schon aus der Beschreibung schließen läßt, welche ich oben von dem Zustand der hiesigen Felder und Wiesen gegeben habe; allein getreu meinem ausgesprochenen Vorsatz, nichts zu übergehen, wovon ich anneh-

---

schaftlichen Zustand, in welchen sie aufgewachsen sind. — Man will und muß von ihnen recht zeitig Nutzen ziehen! — Kaum ein halb Jahr alt — sollen sie schon Kühe, oder Ochsen seyn! — Jene bringen Kälber, die ein Unkundiger beim ersten Anblick leicht für Katzen halten könnte, und diese werden schon im zweiten Jahre an's Joch gespannt, liefern also schlechte Arbeiten, verputten gänzlich, und während der hiesige Mittelschlag leicht eine Schwere von 4 bis 6 Zentner per Stück erreichen könnte, bringt die Mehrzahl es kaum auf zwei Zentner, — und daß auch diese nicht gehörig ausgemästet, sondern nur, nach gemeinem Ausdruck, ein Bischen geprellt werden können, und oft um Monate zu frühe geschlachtet werden müssen, um so eilig als möglich Geld zu lösen, ist bekannt genug!" u. s. w. Also Alois Fr. von Hafenbrödel auf Schlossau, Landger. Regen. Vergl. auch Irlbeck I, p. 6.

*) Vergleiche Augustheft 1836 p. 467. März 1837 p. 140. Irlbeck Band I. S. 75.

men zu können glaube, daß es im Weg der Beleuchtung und Aufklärung zu einer allmäligen Verbesserung der jetzigen so leidigen Verhältnisse zu führen vermöge, muß ich diesem Uebelstand nothgedrungen einige besondere Worte widmen.

Durchschnittlich kann man annehmen, daß der Bauer hier herum auf circa dreißig Morgen Feld etwa sechs bis acht Stück Rindvieh hat, als wenigstens zwei Ochsen, dann noch zwei Stiere, eine, höchstens zwei Kühe, ein Paar Ochsen- und Kuhkälber. Doch fehlt es auch nicht an solchen, die fünfzig bis sechszig Morgen Feld, und dazu auch nicht mehr als sechs bis höchstens zehn Stück Rindvieh haben. Wie ist dies möglich? So fragt man mit Recht, aber es wird begreiflich, wenn man hört, daß auf dreißig Morgen Feld hier sehr oft nur zwei bis vier, höchstens sechs Morgen Wiesen kommen. Diese Thatsachen allein reichen hin, es darzuthun, daß es mit dem Feldbau auf das mißlichste aussehen müsse. Wer aber hört, daß der Bauer hier zu Land dieses wenige Vieh obend'rein jährlich sechs bis acht Monate lang nicht einmal im Stall, sondern im Zug, oder auf verbrannten Angern und in graslosen Hochwäldern auf der elendesten Weide *) hat, dem wird es

*) Je mehr auch anderwärts der gewöhnliche Landmann, das heißt, um aufrichtig zu sein, der bei weitem größte Theil aller unserer Bauern, sich sträubt, im Zweckmäßigen und Ersprießlichen vorwärts zu gehen, und je lieber er an Allem hängt, was einmal hergebracht ist, sei es auch noch so zweck- und selbst vernunftwidrig, desto kräftiger und unausgesetzter muß der denkende Oekonom jedem Schlendrian der Art entgegenzuwirken suchen. Daß dieses sinnlose Weidwesen in Verbindung mit der nicht klügeren Brachfelderwirthschaft auch anderwärts, vorzüglich in dem sonst von allerhand Lobhudlern so paradiesisch überzuckerten Altbayern stattfinde, aber auch dort, wie hier, unter den wenigen rationellen Landwirthen die unerbittlichsten Gegner finde, dafür erlaube ich mir, mich noch einmal auf die schon oben (Cap. I. §. 3 Anm.) angezogene Stimme eines Ungenannten im Centralblatt (Dezemb. 1836 p. 821) zu berufen. „Man behauptet, so lesen wir, die Viehzucht in Bayern ist in Abnahme. Ich behaupte, sie war gar nie im Zunehmen, sie war und ist immer noch weit entfernt von jener Stufe der Vervollkommnung, welche sie erreichen könnte und sollte. Beweis dafür ist der Anblick des elenden, kaum das Gerippe zu schleppen vermögenden Rindviehes, welches, besonders in Altbayern, den ganzen Sommer über auf der kein

einleuchten, daß derselbe entweder zu Düngersurrogaten seine Zuflucht nehmen, oder nothgedrungen seine Felder in einen Zustand völliger Werthlosigkeit versinken lassen müsse. Und leider ist dies nur zu sehr der Fall, wie ich theils schon oben gezeigt habe, theils noch darzuthun später nicht ermangeln werde.

§. 5.

Nicht anders steht es mit der Schweine- und Federviehzucht. Die im Haus nutzlose, auf den Aeckern höchst schädliche Taube findet man freilich allüberall, zumal in Dörfern, wo es viele junge Bursche giebt. Ebenso kann man im Frühjahr an jedem Feldweg in der Nähe der Ortschaften Dutzende von Kindern beiderlei Geschlechts mit ihren Gänsen antreffen, fort und fort bemüht, den Augenblick zu erspähen, wo sie unbemerkt aus irgend einem Waizenacker eine Hand oder Schürze voll Waizenpflanzen mit sammt der Wurzel ausreißen können, um damit ihr Jungvieh zu füttern. Erst später erhalten die gesammelten Heerden Aufsicht, auch diese nicht überall, und meist eine nur zu schlechte. Einen eigentlichen Federviehhof sucht man jedoch vergeblich. Nirgends große Hühner,

---

Futter gewährenden Weide in Hitze, Durst, Staub und Insektenplage herumgejagt wird. Nicht das Aufheben der Weidenschaften bringt, wie man meint, die Viehzucht in gänzlichen Verfall sondern gerade das Fortbestehen derselben (außer den Gebirgsgegenden) macht jede Veredlung der Rindviehrace unmöglich, vermindert die zur Aufhebung der Brache unentbehrliche Düngermasse, und verewigt den alten Schlendrian, dem nur ein Volk noch huldigen kann, das beinahe aller Bildung und alles Nachdenkens über Verbesserung zeitlicher Interessen ermangelt." u. s. w. Der ungenannte Verfasser des Aufsatzes, aus welchem ich diese Zeilen anziehe, fügt dann seine eignen Erfahrungen über den Nutzen zu, welchen er aus Einstellung der Weide und Abschaffung der Brachwirthschaft erhalten, und giebt durch die Offenheit seiner Sprache, so wie durch das Schlagende seiner Beweisführung ein Beispiel, welches von jedem patriotischen und aufgeklärten Grundeigenthümer gegenüber der minder gebildeten und erfahrenen Landleuten nachgeahmt zu werden in einem um so höheren Grade verdient, je mehr sich theoretische Plusmacherei auf der einen und blindes d'rein nein Lärmen auf der andern Seite bisher als völlig nutzlos und vergeblich bewiesen haben.

nirgends schöne Enten, noch weniger Pipen. Daß man jedoch letztere nicht wohl mehr zum Verkauf ziehen könne, habe ich freilich selbst erfahren müssen. Ganze Heerden von Truthühnern werden uns jetzt hier alljährlich aus Böhmen zugeführt, allerdings mager und elend, aber spottwohlfeil, das ist genug, um viele hundert Gulden aus den bayerischen Beuteln in's Ausland zu locken, und dem inländischen Landwirth jede Möglichkeit einer Concurrenz zu rauben.

Dagegen habe ich mich von einer größeren Ergiebigkeit der Schweinszucht selbst in solchen Höfen überzeugen können, deren Besitzer weder Bierbrauereien, noch Brantweinbrennereien, oder große Hutanger besitzen, und habe mich deshalb seit Jahren dieselbe zu betreiben um so mehr bemühet, je Wenigere sonst in der ganzen Umgegend daran denken. Man begnügt sich, theuer erkaufte Schweine zu mästen, zu schlachten und zu essen. Gewöhnlich zahlt man vier bis höchstens sechs Wochen alte Saugschweinchen von der Mutter weg das Stück zu 3 fl. 30, bis 5 fl. 24 kr. An Aufmunterung von Außen zur Selbstzucht fehlt es keineswegs. Ich selbst habe erst 1833 mit einer Mutter begonnen, schon 1835 und erst wieder im vergangenen Juli bei dem Theresienfest zu Bamberg den ersten Preis erhalten, besitze jetzt bereits vier Muttersauen und einen Keuler, alle selbst gezogen und von der größten und schönsten Raçe, und werde in einem Jahr wenigstens zwölf Muttersauen haben.

§. 6.

Ich kann dieses Capitel nicht schließen, ohne, wie ich oben versprochen habe, einige Worte theils über den Standpunkt zuzufügen, auf welchem sich die Schafzucht dahier im Allgemeinen befindet, theils über die Erfahrungen, welche ich in diesem Bezug selbst gemacht habe.

Da in der hiesigen Gegend nur wenige Rittergüter sind, und bei den übrigen Großgütern selten Schafhutsgerechtigkeiten vorkommen; so trifft man begreiflicher Weise auch nicht häufig Stammschäfereien an. Auch da, wo solche noch vorhanden sind, dürften sie wenigstens in Bezug auf die Größe der Heerden eine Vermehrung nicht leicht mehr erleben, da, wenn nicht die Wald-, doch die Haide-, Feld- und Wiesenweide alljährlich vermindert wird. Am meisten ist dies der Fall in den Fluren, wo der Staat das noch nicht abgelöste Schafhutsrecht auf den Grundstücken der Unterthanen, oder die Gemeinden selbst dasselbe

an Einzelne verpachtet haben. Alle diese Schäfereien, sie mögen an Schäfer vom Gewerbe, oder an Landwirthe verpachtet sein, gehen ihrer Auflösung unaufhaltbar entgegen. Ich könnte ein Dorf nennen, wo sich vor kurzer Zeit noch 400 Schafe vorfanden, und das jetzt aus Mangel an Triftgang deren kaum einzelne hat. Wo immer jetzt noch welche weiden, da werden bald keine mehr zu finden sein, und das ganz natürlicher Weise. Oder sollen sämmtliche Grundeigenthümer den Schafzüchtern zu gefallen auch da, wo sie nicht durch Rechtsverhältnisse dazu gezwungen werden, ihre Felder und Wiesen preis geben, oder gar die Brachwirthschaft beibehalten?

Dennoch werden die Stimmen immer lauter, welche den Verfall unserer Gesammtlandwirthschaft vom Mangel an veredelten Schafheerden abhängen lassen, und von der Einführung und Vermehrung solcher allein die Wiedererhebung derselben erwarten wollen. Ich will nur eine einzige anführen. Wir lesen im Märzheft (1836) des Centralblattes pag. 155. — — „was thut der bayerischen Landwirthschaft Noth?" — — „Vor Allem allgemein veredelte Schafe. Das Bedürfniß an Tuch in Bayern erheischt 200,000 Zentner Wolle, welche nur 5,000,000 veredelte Schafe liefern können." — — „Kaum daß inländische Heerden bisher den vierten Theil an Wollbedarf lieferten. In jedem Falle dürfen wir sicher annehmen, daß wir 150,000 Zentner Wolle dem Auslande jährlich abkaufen müssen. Nehmen wir den Zentner Wolle im Durchschnitt zu 150 fl. an, so sind wir dem Auslande selbst für unser erstes Bedürfniß mit der ungeheueren Summe von 22 Millionen tributbar. Dann verlieren wir noch den ebenso großen (?) Betrag der Tuchfabrikationskosten." *) u. s. w.

---

*) Soweit habe ich dem Hrn. Verf. des angezogenen Aufsatzes wörtlich folgen wollen. Ich lasse die Genauigkeit seiner Zahlen dahingestellt, und halte mich nur an das Ganze. Er fährt sogleich fort: „Dieses ungeheuere Defizit der bayerischen Landwirthschaft darf die Regierung zittern machen, und muß sie bewegen, Alles aufzubieten, um demselben zu begegnen, und die Schafzucht in Aufnahme zu bringen." Aber was ist damit gesagt, wenn unmittelbar darauf die Frage, „ob überhaupt die Schafzucht zu den landwirthschaftlichen Verhältnissen in Bayern passe," gegen Erwarten verneinend beantwortet wird. Wie soll denn ein vernünftiger Mensch, geschweige denn

Auf gleiche Weise hören wir theoretische und praktische Oekonomen bald in öffentlichen Blättern, bald bei andern Gelegenheiten sich aussprechen. Nur über die Art und Weise, wie

---

eine weise und kräftige Regierung, wie die unsrige, etwas fürchten, was unvermeidlich ist, oder gar davor zittern, und wie kann man in sie dringen, Maßregeln zu nehmen, die man selbst gleich vornherein als vergebliche bezeichnet? Allerdings läßt uns der Hr. Verf. nicht ungewiß über das, was er als Universalmittel betrachtet. Wir lesen pag. 158. „Um die Schafzucht zu heben, kann nur allein die Regierung in einem freundlichen Entgegenkommen wirken. So lange aber dieser landwirthschaftliche Zweig nicht zur Vollkommenheit gebracht ist, so lange bleibt die ganze bayerische Landwirthschaft auf der untersten Stufe gegen alle seine Nachbarn, Sachsen, Böhmen, Preußen und Oesterreich. Man kann diese Wahrheit der Regierung nicht dringend genug sagen, um sie zu veranlassen, vor Allem in diesem Zweige für das Wohl des Vaterlandes sich thätig und wohlwollend zu zeigen." Unter jenem freundlichen Entgegenkommen versteht jedoch, wie nur um wenige Sätze früher deutlich ausgesprochen ist, der Hr. Verf. leider bloß die Ablassung eines Theiles der Waldungen an die Gemeinden behufs der Anschaffung und Haltung veredelter Schafheerden, nachdem derselbe doch erst auf zwei vorausgehenden Seiten ausführlich und genügend dargethan hatte, daß die sämmtlichen zwei Millionen Tagwerk Oedungen und sechs und eine halbe Million Tagwerk Waldungen in Bayern, wenn letztere ja ohne anderweitige Nachtheile abgelassen werden könnten, nicht hinreichen würden, um die für jene projektirten fünf Millionen Schafe nur für den Sommer oder die Weidezeit nöthigen achtmalhunderttausend Tagwerk Wiesen zu ersetzen! Solche Widersprüche und Irrthümer werden unvermeidlich, wenn man bei Berechnungen und Anschlägen einen falschen Satz obenanstellt. Die Sache ist zu sehr Gegenstand allgemeiner Besprechung, und fast durchaus, wie eben auch in dem erwähnten Aufsatz, unrichtig aufgefaßt worden, als daß ich es nicht für erlaubt halten sollte, mich wenigstens noch ganz kurz darüber auszusprechen.

Es ist durchaus gegen alle kommerzielle und so mittelbar auch staatswirthschaftliche Grundsätze, zu verlangen, daß jeder Staat, zumal der kleinere, alle und jede seiner Bedürfnisse selbst produziren müsse. Dadurch würde ja aller Handel und Wandel aufgehoben, somit das Band gelöst, welches die Völker

abgeholfen werden solle oder könne, herrscht nicht allgemeine Gleichheit, und wird aus leichtbegreiflichen Grüuden natürlich wohl noch lange nicht herrschen. Es ist hier nicht der Ort,

---

unter einander verbündet und sie mehr als alles Andere zu einem gewissen Grad von Civilisation führt. Vielmehr ist es nur Aufgabe, daß jedes Land das ihm etwa Abgehende durch doppelte Pflegung des Vorhandenen ersetze, mit andern Worten die nöthige Einfuhr des Fremden durch Ausfuhr des Eigenen möglichst wenig empfindlich mache. Ich gebe so z. B. zu, daß Preußen uns weit an Wolleproduction vorausgeht. Aber wir haben dagegen Obst, Wein, Getreide u. s. w. in großem Ueberfluß. Ich leugne nicht, um bei'm Ersteren zu bleiben, daß Preußens Wollproduction in diesem Augenblick weit einträglicher ist, als unser Obst- und Weinbau; aber daß jene dort bis zum höchsten Flor gebracht ist, während diese, wenigstens der Obstbau, bei uns in tiefsten Nöthen liegt, gereicht bloß den norddeutschen Brüdern zum größten Lob, uns zum schwer zu büssenden Tadel. Ich will nicht mit dem Herrn Verf. des obigen Aufsatzes — (vergl. p. 160) — einen zehnmal höheren Ertrag unseres Obstbaues erst von der goldenen Zukunft erwarten, wo der bayerische Produzent seine Früchte nach Berlin, Warschau und Petersburg auf Eisenbahnen wird liefern können; ein verhältnißmäßig gleichgünstiges Ziel muß jeder redliche Patriot schon jetzt vor Augen haben und darauf hinwirken. Ueber die Möglichkeit an einem geeigneteren Ort. Hier nur noch eine Schlußfolge. Wahr ist vor Allem allerdings, daß wir anderen Staaten in Bezug auf Reichthum an Schafheerden nachstehen, wahr auch, daß wir unsrer ganzen Oertlichkeit halber nie zu einem Gleichen gelangen werden. Dies ist aber nur ein scheinbares Unglück, oder doch zum größern Theil dadurch aufgehoben, daß bei uns der Grund und Boden durchgehender vertheilt ist, und Hunderttausende freier Menschen nährt, während anderwärts Millionen Acker Landes einzig zur Ernährung von Schafen dienen. Aber nicht weniger wahr ist, daß, wenn man nicht im Stand ist, — (ich will die Zahlen des genannten Herrn Verf. beibehalten) —, fünf Millionen Schafe zu ernähren, ohne alle jetzt bestehenden Verhästnisse mehr oder weniger gewaltsam über den Haufen zu stoßen, man deshalb noch nicht gezwungen ist, die Zahl derer, welche man hat, entweder nicht zu vermehren, oder gar sich vermindern zu lassen. Somit scheint Folgendes festgehalten werden zu können: — Bayern kann seiner individuellen Verhältnisse halber nie Wolle in so

darauf weiter einzugehen, vielmehr beschränke ich mich darauf, meine eigenen, selbstgemachten Erfahrungen darzuthun.

Ich habe mein Gut bei dem Ankauf desselben in Folge langjähriger, zum größten Theil für die verwittwete frühere Besitzerin unglücklicher Verpachtungen in einem wo möglich noch vernachlässigteren Zustand gefunden, als die sonstigen Grundstücke in der Flur. Unter dem letzten Pachter, gleichviel ob mit oder ohne sein Dazuthun, war besonders der Futterbau aller und jeder Gattung so sehr in Abnahme gekommen, daß aus Mangel an dem nöthigen Vieh durch mehre Jahre fast nur die nächsten und allenfalls ergiebigsten Felder in Bau erhalten werden konnten. Eine von dem eigentlichen Gutskomplex etwas entferntere Strecke des allerbesten, erst zwei Jahrzehente vorher, aber nur theilweise, urbar gemachten Ackerlandes von einigen fünfzig Morgen war aus demselben Grund nach und nach so ziemlich in eine bloße Oedung übergegangen, auf deren einem Theil wieder Nadelholz anflog, während den andern die Ochsenhirten der angrenzenden Grundnachbarn als herrenlosen und darum für sie desto bequemeren Weideplatz betrachteten.

Unter solchen Umständen blieb mir, da ich aus örtlichen Ursachen auch außer Stand war, den bei völligem Futter- und Viehmangel nothwendig abgehenden Dünger alsbald durch Surrogate zu ersetzen, nichts übrig, als an die Anschaffung einer Schäferei zu denken.

Welchen Nutzen eine solche bloß in Bezug auf Düngerbereitung, und abgesehen von jedem sonstigen Gewinn für die Landwirthschaft mit sich bringe, weiß jeder gebildete Oekonom zu gut, als daß ich auch nur ein Wort darüber verlieren dürfte. Auch ich habe mich überzeugt, wie wohlthätig meine Schafheerde für meine Felder war, obschon ich von den anderweitigen Vortheilen derselben nur sehr wenig oder gar nicht profitiren konnte. Freilich hatte ich auch auf diese gerechnet, und dies um so mehr dann, als mich ein, gelegentlich des Theresien

---

großen Massen produziren, um mit dem Ausland konkurriren, oder es nur entbehren zu können, und: — derjenige Oekonom in Bayern, welcher sich außer Stand sieht, seiner Wirthschaft durch Haltung einer Schafheerde unter die Arme zu greifen, muß sich nach andern Hilfsmitteln umsehen, seinen Zweck zu erreichen! Darüber an seinem Orte.

Festes für meine Schafzucht gewonnener Preis und die Anerkennung, welche meine Wolle bei'm ersten Besuch des Nürnberger Wollmarktes gefunden, leider überredet hatten, ich müße in meinen Anstrengungen doppelt eifrig fortfahren. Warum mir diese doch so wesentlichen Vortheile entgangen sind? Da mit meinem Gut weder Triftgerechtigkeiten noch Waldungen verbunden, auch meine eignen, so wie die für diesen Zweck dazu gepachteten Felder, Wiesen, Schläge und Anger zur Ernährung meiner Heerde von 150 — 300 Stück während der Weidemonate nicht umfassend genug sind, so blieb mir die Aussicht auf solche Vortheile nur in dem Fall, wenn es mir gelingen sollte, gegen angemessenen Pachtzins die mein Gut unmittelbar umgebenden Staatswaldungen behüten zu dürfen. Auf mein deshalb an eine hohe Regierung gestelltes unterthäniges Gesuch erfolgte alsbald die huldvolle Gewährung „gegen Entrichtung eines jährlichen Weidezinses von 3 kr. für das Stück" gewisse, besonders angewiesene Walddistrikte mit meiner Schafheerde behüten zu dürfen, jedoch mit der ausdrücklichen Beschränkung, „daß sich dieselbe höchstens auf eine Anzahl von achtzig Stück erstrecken dürfe." Außer Stand, meine Schäferei alsbald ohne großen Nachtheil so sehr zu verringern, und überzeugt, daß der Zweck einer mit Vortheil zu gewinnenden edleren Wolle bei einer so kleinen Heerde unmöglich erreicht werden könne, glaubte ich mich auch um die nachträgliche huldvolle Conzession des Triftganges für eine größere Anzahl von Schafen bewerben zu müssen. Leider konnte mir mein unterthäniges Gesuch von einer hohen Regierung nicht nur nicht gewährt werden, sondern dasselbe hatte auch den Widerruf der früher gnädigst gestatteten Behütung jener mir zugewiesenen Walddistrikte zur unmittelbaren Folge.

Das Eingehen meiner Schäferei, von der ich nicht nur für mich selbst und mein Eigenthum, sondern für Jeden aus der Gemeinde und der Umgebung, welcher mein Beispiel nachzuahmen nicht unterlassen haben würde, das Beste und Ersprießlichste sicher erwarten zu dürfen geglaubt hatte, hätte nothwendig nach der Fehlschlagung dieses Versuches stattfinden, und mir ein nur zu großer Schaden dadurch erwachsen müssen, wäre es mir unterdessen durch viele Mühe und mannigfache Opfer nicht gelungen, bei der Bewirthschaftung meines Gutes solche Einrichtungen zu treffen, daß ich mich am 1. November dieses Jahres, als dem Tag des Erlöschens der mir ertheilten

Weidekonzession, im Stand sehen werde, ganz nach Gutdünken zu beschließen, ob ich meine ganze Schäferei, oder nur eine bestimmte Anzahl, vielleicht bloß gelten Schafvieh's, forthalten, oder die Schafzucht, wie Viele meiner nahen und fernen Nachbarn, wieder völlig aufgeben will. Darüber das Nähere später!

Drittes Kapitel.

Von den Dienstboten.

§. 1.

Wie schnell würden Meister und Gewerbsleute in der Stadt ihre Klagen über Gesellen und Gehilfen, wie noch weit schneller viele Herrschaften daselbst die ihrigen über Domestiken und Zuspringer einstellen, gäbe man ihnen Gelegenheit, oder fänden sie sich gar nothgedrungen, eine Zeit lang Dienstboten auf dem Land, oder wenigstens solche, wie sie hier zu Land gewöhnlich sind, zu gebrauchen. Wie bald würden sie Alle ausrufen, „wer doch keine Leute brauchte!" Und doch bedarf solcher Leute Niemand nothwendiger, als der Oekonom, ja es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn für jedermann Maschienen statt arbeitender Hände denkbar wären, darauf doch der Landwirth nie werde rechnen können, sondern immer die Hilfe derer in Anspruch nehmen müssen, von denen er doch häufig nächst Mißwachs, Hagelschlag und Insektenplage den größten Schaden zu fürchten hat. Gleichwohl kann der Grundsatz nicht aufgegeben werden, daß der rationelle Oekonom auch von seinen Dienstboten den höchstmöglichen Gewinn zu erhalten suchen müsse.

Sehen wir vor Allem zu, in wie weit dies bei uns, so wie jetzt die Dinge stehen, überhaupt der Fall sein könne, und ziehen wir dann auch aus diesem Ergebniß den Schluß, in welchem Zustand sich der Ackerbau selbst befinden möge.

§. 2.

Ein Taglöhner, — denn ich darf wohl annehmen, daß kein Landwirth dieser Menschenklasse ganz entbehren kann, selbst wenn er der Knechte und Mägde genug hat, und somit will ich

ihrer besonders gedenken, — befindet sich in der hiesigen Gegend nicht schlechter, vielleicht besser, als in mancher andern unsers Vaterlandes. Er verlangt und bekommt reichliche Kost, will vom Herrn höflich behandelt sein und sucht dies durch seine eigne Grobheit zu erreichen, auch läßt er sich, ist er anders nur einigermaßen zu brauchen, selbst dann nicht leicht unter 24 kr. des Tags zahlen, wenn er längere Zeit ununterbrochen, oder wohl auch Jahr aus Jahr ein in einem und demselben Hofe arbeitet. Was leistet er dagegen? Er hält, wenn's Glück gut ist, seine Arbeitsstunden ein, schläft nicht, so lange er einen Aufseher sieht, vertrödelt höchstens die halbe Zeit mit Feuerschlagen und andern Allotrien, und versäumt Abends um's Gebetläuten nicht, dir zu sagen, daß der eben geendigte Tag ein recht saurer gewesen, die Arbeit dagegen auch recht schön ausgefallen sei. Ich bin noch nie im Stand gewesen, irgend eine größere Cultur anders als durch Accordarbeit ausführen zu lassen. *) Aber auch da bedarfs ununterbrochener eigner Aufsicht oder der eines tüchtigen Werkmeisters, und demohnerachtet ist keine Bürgschaft da, weder für den Eigenthümer, noch für den Arbeiter, daß nicht absichtlich oder aus Mangelhaftigkeit des Voranschlags für den einen oder den andern empfindlicher Schaden entstehe. Daß man an den lieben Montagen und in solchen Wochen, welche Kirchweihen oder hohen Festen vorausgehen und folgen, nicht auf seine Taglöhner zählen könne, **) selbst auf die sonst zuverlässigsten nicht, das bedarf wohl keiner Erwähnung.

§. 3.

Nicht anders ergeht's uns Aermsten dahier mit den Knechten. Auch sie befinden sich, durchschnittlich wenigstens, nicht

*) Kann man schon keine Feldarbeit durch Taglöhner verrichten lassen, ohne ununterbrochen dabei zu sein, so ergeht es dem Oekonom, wenigstens in der hiesigen Gegend, noch weit schlimmer, wenn er in den Fall kommt, bauen lassen zu müssen. Wehe ihm, wenn er selbst baut, die Faulheit der Gesellen, der üble Wille des Meisters bringt ihn unter die Erde. Wehe ihm, wenn er in Accord giebt, es geht nicht anders, denn der Meister ist vielleicht drei, vier Stunden entfernt, kann sich also wenig um die Solidität der Arbeit kümmern.

**) Vergl. Irlbeck I, p. 61.

schlecht, erhalten gewohnte Kost, außer den üblichen Geschenken zwischen zwanzig und vierzig Gulden Lohn, und zumal jetzt eine um so nachsichtigere Behandlung, als sie bequeme Gelegenheit zum Davongehen haben, nicht etwa um sich, wie weiland, unter die Soldaten, sondern um sich unter die Arbeiter am Donau-Mainkanal anwerben zu lassen. *) Wenn ich aber die Behandlung eine jetzt doppelt nachsichtige nenne, so verstehe ich darunter nicht etwa so viel, wie doppelt human, doppelt freundlich, was kaum mehr der Fall sein könnte, sondern ich will damit gesagt haben, daß, wenn sich der Oekonom von seinen Knechten in hiesiger Gegend schon sonst hat allerlei Unangenehmes gefallen lassen müssen, dies jetzt noch in höherem Grade der Fall sei. Aber worin kann solch Unangenehmes bestehen? Tritt in eine Schenkstube, wo Bauern sitzen, und bringe das Gespräch auf unnütze Knechte. Bald werden alle zugleich klagen; denn der Knecht des Einen trinkt und rauft, während der eines Andern nur vor dem Prügel Hand und Fuß hebt, und nicht wenige genannt werden, die es vom Teinken, Raufen und Faullenzen schon bis zum Diebstahl gebracht haben. Ich selbst hätte diese Beschuldigung nicht zuerst erheben mögen, kann ihr aber auch nicht widersprechen, weil ich ähnliche Erfahrungen genug gemacht habe. Doch gestehe ich nicht minder gern, daß ich neben den schlechten, auch schon brave Bursche zu finden Gelegenheit hatte.

Aber woher dieser beklagenswerthe Zustand? Vier Ursachen möchte ich vor allen anderen hervorheben. Obenan steht der

*) Wie es in der Welt kaum irgend ein Gut giebt, welches nicht für den Besitzer auf der einen oder andern Seite irgend ein Uebel mit sich brächte, so auch jene allerdings überwiegenden Vortheile des Donau-Mainkanals, dieses großartigen Denkmals gegenwärtiger Fürstengröße, für viele bayerischen Landwirthe. Ich schweige von den vielen Klagen über Felder und Wiesenzerstörung, dieselbe geschieht ja nicht ohne reichen Ersatz, ebenso von dem jetzt in der ganzen Umgegend des Canalzuges, wenigstens hier in hohem Grad, erhöhten Arbeitslohn, denn er wird später vielleicht doppelt sinken. Aber was haben wir zu erwarten, wenn die Hunderte von Taugenichtsen, die sich dort jetzt unter nicht eben schwerer Arbeit zum besten Verdienst und lockeren Leben versammelt haben, mit der Zeit zurückkehren? Dann darf man uns die jetzt ebenfalls an den Canal gezogenen, von uns schwer vermißten, Gensdarmes in verdreifachter Zahl wieder schicken!

Mangel aller Erziehung. Freilich gehen auch die Kinder der Armen, aus denen Knechte und Mägde für die Vermögenderen, Wohlhabenden und Reichen erwachsen, auf dem Land in die Schule, das heißt, sie gehen eben in die Schule; aber Hauptsache bleibt das Gänse-, Schweine-, Ochsen- und sonstige Einzelhüten von Jugend an bis zum Alter der Verdingzeit, und das dauert lange genug, um alle etwaigen bessern Eindrücke verwischen, und an deren Statt eine höchstens durch den Corporalstock wieder ausrottbare Rohheit einimpfen zu können. Doch davon noch anderwärts. Von nicht weniger ungünstigem Einfluß ist dann das eigne Beispiel der Dienstherren. Soll der Knecht nicht Durst bekommen, wenn er den Herrn jeden Tag zweimal aus der Schenke zum Essen holen muß, soll er nicht lüstern werden, wenn er ihn immer bei'm Spiel, oder in noch schlechterer Gesellschaft antrifft? Wer verdenkt ihm seine Faulheit und Schlafsucht so sehr, wenn er Niemandes Aufsicht und weder Tadel noch Lob zu fürchten und zu hoffen hat? Und doch ist dem so, wie wir bald sehen werden. Ferner habe ich der, wenigstens hier, beispiellos eingerissenen Sittenlosigkeit in Bezug auf das andere Geschlecht zu erwähnen. *) Ein

*) Geht anderwärts gerade so. Um wenigstens einen Beleg anzuführen, berufe ich mich auf Irlbeck, der I, p. 38. über das Landgericht Kötzting schreibt: — „Eines der größten und schädlichsten Uebel der Landwirthschaft, das der Zeitgeist hervorgebracht hat, sind die häufigen unehelichen Ausschweifungen.“ — — „Ich will nicht erwähnen, wie unglücklich diese Geschöpfe sind, einzig nur unter der Aufsicht einer lüderlichen Mutter ohne Erziehung und ohne Anverwandtschaft, ihrem eigenen Glücke überlassen, als unterste Stufen der Menschheit in die Welt hinausgeworfen zu sein, um als Geiseln der Gemeinden ihr Unheil erblich zu machen. Ausnahmen von der Regel giebt es ja wohl, aber auch leider eine traurige Bemerkung, die für die Zukunft noch weniger hoffen läßt, nur desto mehr Besorgniß erregt, indem sich die Anzahl solcher Unglücklichen schaarenweise vermehrt, die, selbst übel erzogen, arbeitscheu mit 4—6 Kindern auf der Bank der Gemeinde, wenn alles über Hals und Kopf mit Arbeit beschäftigt ist, gemächlich ruhen, sich mit ihren Nebenverdiensten — Betteln — Unzucht — kleinen Diebstählen und Feldfreveln so reichlich nähren, daß sie arbeitsamer Bäuerinnen nur spotten, und sich in Hinsicht der Kinderzucht ganz natürlich nichts mehr angelegen sein lassen, als ihre Kinder gegen die arbeitenden Menschenklassen in der

Bursche, der kein Kind zu ernähren hat, macht fast mehr Aufsehen, als der grüne Esel in der Fabel. Zwei, auch drei zu haben, das ist so in der Ordnung. Aber Kindtaufen, Leichen, Verköstigungen, das sind kostbare Dinge, wie sollte da der Lohn langen? Da kommt endlich das letzte, aber meiner Ueberzeugung nach nicht das geringste Uebel, der Schacherjude! Er bietet erst zehnmal seine Waare an und borgt, läßt dann doppelt, später dreifach verschreiben, und nun muß der Knecht mit oder wider Willen die Zahlung im Hof, auf dem Feld, im Stall, in der Scheuer seines Herrn suchen. Das thut ihm nichts, wenn er nur sucht, daß er darüber nicht den ehrlichen Namen verliert.

Gemeinde, von denen sie eben nicht geliebt werden, aufzureizen und ihren Haß, Bosheit und Schadenfreude an ihnen anszulassen, denn sie sind immer voll ängstlicher Sorge, ihren Kindern möchte in der Gemeinde mit Arbeit oder Zurechtweisungen zu wehe geschehen, oder sie möchten den guten oder noch schlechteren Weg der Mutter nicht glücklich finden. Wer nicht auf dem Lande unter den gemeinen Leuten lebt, dem kann man es gar nicht glaubwürdig machen, wie weit es bei dem gemeinen Landvolk hinsichtlich der Unsittlichkeit schon gekommen ist. Mädchen von 14 Jahren sind in den Künsten der Buhlschaft vollkommen ausgelernt, sprechen des Morgens nach dem Aufstehen von Liebschaften, den ganzen Tag die abscheulichsten Zoten, und suchen vor dem Schlafengehen ganz ungescheut mit hellschallenden Tänzeln, wie sie nur die wilde Natur erfinden kann, immer zuerst noch Saugesellschaften auf, oder schöner gesagt, sie gehen noch ein bischen zum Spaß ins Dorf, und — laden sich Beischläfer! Sind mehrere Mädchen in Gesellschaft beisammen, so scheuen sie sich auch vor Mannsbildern nicht, sich einander im Tanzen, den Künsten der Buhlschaft, schmeichelnden Worten nnd Gebärden und ärgerlicher Kleidung einzuüben, und sprechen von nichts, als schönen Kleidern, schönen Burschen, von den theuren Unterhaltungen mit selben bei Tanz und nächtlichem Heimgehen, deren einige in plattdeutscher Sprache als Künstler mit herzlichem Beifall gelobt, andere mit Verachtung verspottet werden. Zuletzt kommt das Wort immer auf Schwangerschaften, kleine Kinder, und auf Beschimpfungen hinaus, womit untreue Burschen beehrt wurden, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, wenn gleich auch Mädchen von 10—12 Jahren fleißig zuhören. Die Eingeübteste führt das Wort, die übrigen helfen ihr aus, und lachen nach allen Kräften Beifall zu diesem Spaß." u. s. w. Das ist arg, sehr arg, aber das Aergste ist, daß es leider wahr ist!

§. 4.

So darf man vielleicht mit den Mägden zufriedener sein? Im Gegentheil, es ist mit ihnen noch weniger anzufangen, da sie wo möglich noch roher, noch träger, noch lüderlicher sind. Auch sie könnten sich recht wohl befinden, denn ihr Lohn ist neben den üblichen, nicht unbedeutenden Geschenken immer zwischen 15 — 50 fl. baar. Aber wie damit sich Putz über Putz verschaffen, einem oder zwei Burschen das Bier- und Tabakgeld zustecken, und später ein, zwei, drei Kinder ernähren, für die sich kein Vater ermitteln läßt? Wehe der, die nicht einen Ehemann plündern, oder wenigstens in einem lüderlichen Haushalten Dienst finden kann, wo ihr Niemand auf die Finger sieht, sie muß in's Hirtenhaus, wenn ihr Niemand mehr borgt! *) Aber selbst im Hirtenhaus verläßt sie die Hoffnung nicht, denn das Lotto besteht ja noch, und für dieses müssen ihre Kinder jetzt die Kreuzer und Groschen erbetteln, die sie in früheren Diensten freilich auf bequemere Weise zu erlangen gewohnt war! **)

---

*) „Unzucht ist dermal ein Bedürfniß, wie das tägliche Brod, das Eines dem Andern nicht mehr Uebel nimmt, und wobei sich besonders die Mädchen von schlechterem Schlage auch wohl befinden. Fehlt bei der Schwangerschaft, was da gar nicht ungewöhnlich ist, ein Liebhaber, so ist allzeit der Reichere Vater, und das Mädchen der Arbeit Zeit ihres Lebens los, wenn sie es anders in den Künsten der Buhlschaft so weit gebracht hat, immer wieder neue Lieblinge aufzusuchen, und — Gleiches zu Gleichem gesellt sich gerne. Gehen wir weiter! Fühlt sie Mangel, auf Arbeit denkt sie nicht, einschaffen läßt sie sich, bezieht nicht selten 20 — 30 fl. und oft noch mehr Kinderalimentationen, und noch verschiedene Nebenverdienste. Ich frage, hat es eine Bäuerin besser?" Vergl. Irlbeck I, p. 43.

**) Es ist hier nicht der Ort, vom Lotto und dem überaus verderblichen Einfluß desselben auf das Landvolk zu reden; doch sei mir die Frage vergönnt, ob sich wohl die Möglichkeit denken ließe, die vielen Tausende bethörter Spieler dahin zu bringen, daß sie ihre Jahr aus Jahr ein gemachten nur zu hohen Einlagen lieber einer Sparkasse anvertrauten? Welch' schöne Summen würden da Dorf für Dorf erspart!

§. 5.

Nur einen Punkt habe ich gefunden, in welchem sich meine Dienstboten und die in vielen andern Höfen fast ohne Ausnahme gleichen. Taglöhner wie Knechte, und noch mehr als Taglöhner und Knechte, sind hier die Mägde dem Schmutz verfallen, endlosem Schmutz an Kleidung und Körper, und endlosem Schmutz in Werkzeug und Geschirr. Woher dies kommen mag? Wir werden es sogleich sehen.

Viertes Kapitel.

Von dem Grundeigenthümer selbst.

§. 1.

Ein altes Sprichwort sagt, „wie der Herr, so das Geschirr!" darf man demnach von einem Menschen, den man als träg oder lüderlich kennt, annehmen, es werden sich auch Spuren dieser seiner Trägheit oder Lüderlichkeit in allem dem zeigen, was unser Spruch unter dem Wort „Geschirr" verstanden wissen will, das heißt z. B. auf den Landmann angewendet, in seinem Grund und Boden, in seinem Vieh, in seinem Ackergeräthe, in seinen Leuten u. s. w.; so kann es nicht anders als folgerecht sein, wenn man auch umgekehrt von vernachlässigten Gründen, von elendem Vieh u. s. w. auf die eben berührten Eigenschaften der Besitzer zu schließen geneigt ist. Ich habe von dem, was ich mit Hilfe meiner fünf Sinne seit einer Reihe von Jahren hier zu Land wahrgenommen habe, bis hierher zu offen und ungeschminkt gesprochen, als daß ich jenen redlichen Willen, der mich zur Bekanntmachung dieser Mittheilungen an meine landwirthschaftlichen Freudens- und Leidensgefährten angeregt und bewogen hat, jetzt gewaltsam unterdrücken, und von dem schweigen sollte, was zu sagen Jedem Pflicht sein muß, für den das Wort Vaterlandsliebe kein leerer Schall ist. Um kurz zu sein, die Landleute in hiesiger Gegend zeigen, mit seltenen Ausnahmen, durchaus nicht, daß sie von jenem landwirthschaftlichen Grundsatz durchdrungen seien, nach welchem der Grundeigenthümer vor Allem auch aus seiner eignen Thätigkeit den höchsten Gewinn zu ziehen suchen soll.

§. 2.

Willst du ein Volk kennen lernen, sagt irgend ein Philosoph, so gehe und belausche es an seinen Festen!

Beachten wir der Probe halber einmal diese Lehre, um zu sehen, ob man wohl auf sie bauen dürfe.

Alle unsere Fest- und Feiertage beginnen bekanntlich mit gottesdienstlichen Handlungen, selbst den Kirchweihen, dauerten dieselben gleich acht Tage und noch länger, ja brächten sie während ihrer Dauer auch noch so viel Irreligiöses zum Vorschein, geht doch eine kirchliche Feier voraus. Da siehst du denn die Häuser der Dörfer sich leeren, und aus allen Thüren Männer wie Frauen und Kinder, Knechte wie Mägde den Tempeln des Herrn zuströmen. Fast alle sind reinlich und nicht eben altväterisch gekleidet, Freundlichkeit verkündigen die Mienen, Sittsamkeit das Betragen. Freilich schleicht der Eine oder Andere schon jetzt dem Wirthshaus zu, um sich für die Predigt einen Schlaftrunk zu holen, auch darf der Blumenfreund seinen Garten wohl hüten, wenn er den mühsam gezogenen Flor nicht bald statt auf seinen Beeten an den Miedern der Dirnen oder auf den Hüten der Bursche sehen will, aber das sind Ausnahmen, und von solchen gedenke ich ein für allemal nicht zu sprechen. Gewiß erschöpfst du dich sogleich mit mir im Lob dieser frommen Aufzüge, um so lieber, als uns manche hübsche Frauengestalt und der kräftigen Männer nicht wenige begegnen. Sollte dich Jemand auf den boshaften Gedanken bringen wollen, die Ersteren führe nur ihre Putzsucht, die Letzteren Gott weiß welch ein anderer unlöblicher Grund in so großen Massen den Kirchen zu, dann mache ich dich auf einzelne Gruppen aufmerksam, die, noch unterwegs, auf der Straße, zwischen Aekkern, hinter Hecken, oder wo sie nur immer sind, in dem Augenblick ihr Knie beugen, wo sie der erste Glockenton zum Gebet ruft. Gewiß, alle diese Leute sind fromm, sehr fromm, rufst du aus, wenn du solches gesehen und vernommen, und setzest in Gedanken freudig hinzu, „in solchen Thälern muß sich's gut wohnen, da ist noch keine Spur vom bösen Zeitgeist zu finden!“ Doch Geduld, ehe du eilst, dich hier anzukaufen, warte das Weitere ab; denn unser Philosoph kann unmöglich nur den Anfang solcher Feste vor Augen gehabt haben.

§. 3.

Jedes Fest lassen wir füglich in drei Theile zerfallen, in den Vormittag, in den Nachmittag oder Abend nach hiesigem Ausdruck, und in die mehr oder weniger lange Nacht. *) Eben erhebt sich die andächtige Menge in der Kirche, denn der Gottesdienst ist vorüber. Ein günstiges Wetter erlaubt, daß man sich im Freien aufhält, d'rum verläßt Niemand sogleich den Kirchplatz, wenige Frauen etwa ausgenommen, die in die Küche müssen, oder etwa einer, der zu nahe wohnt, als daß er nicht schnell das Gebetbuch durch's Fenster langen sollte. Bald bilden sich einzelne Gruppen, daraus werden zwei, drei oder mehre Haufen, die sich langsam nach eben so vielen Richtungen hin in Bewegung setzen, je nachdem nun zwei, drei oder mehre Wirthshäuser im Dorf sind. Wie, schon am Vormittag? Natürlich, woher sollten die Männer sonst wissen, wo sie am Nachmittag das beste Bier finden werden, und gäbe es wohl für die älteren Frauen eine schicklichere Gelegenheit noch ein Weilchen in Staat und Herrlichkeit zu bleiben, und für die jüngeren sich sagen zu lassen, auf welchem Tanzboden und zu welcher Zeit sie der erste oder liebste Tänzer zu erwarten gedenkt? Bald gehen die Frauen und Töchter, denen einzelne Männer folgen, die übrigen aber warten, bis man sie später zum Essen holt. Der Vormittag unsres Fest- oder Feiertags ist vorüber.

§. 4.

Ist der Mittagsschlaf gemacht, während dessen der Nachmittagsgottesdienst auch unbemerkt zu Ende gegangen ist, dann regt sich auf's Neue Alles; denn jetzt erst beginnt eigentlich das Fest. Ist's Sommer und schön, strömen Männer und Bursche den Kellern zu, wo hoch gekegelt, und noch höher gewettet wird. Ist's Winter oder sonst rauh, geht's gleich in's Wirthshaus. Wie bald auch Einer komme, er findet schon Gesellschaft; denn von denen, die frühmorgens aus Nachbardörfern zum

*) Daß die Länge oder Kürze der Nächte von der Polizeistunde, und diese wieder von der guten oder schlimmen Laune der Gensdarmes oder Laufbursche abhänge, bedarf kaum der Erwähnung. Auch werde ich ohnehin noch auf diesen Gegenstand zurück kommen müssen.

Gottesdienst kamen, sind sicher Einzelne sitzen geblieben, und halten ihm beim Eintritt den Humpen entgegen. Schon dudelt die Musik, aber noch sind die Schönen daheim in Keller und Stall beschäftigt, darum tanzen nur Wenige, meist Fremde. Dagegen reiht sich Spieltisch an Spieltisch, die du getrost Stunden lang mustern kannst, ohne eines Urtheils darüber fähig zu werden, an welchem wohl frecher betrogen, mehr gezankt, häufiger das Brod zur späteren Prügelsuppe gebrockt werde; denn es wird dir bald so vorkommen, als suchten alle Spieler sich selbst in Schlechtigkeit und Rohheit zu übertreffen. Doch dürfte der Sieg zuletzt dem Tisch bleiben, an welchem die Jüngsten sitzen. Wehe jedoch vor Allem, wenn einer der Fremden bereits einen Trunk zu viel gethan! Ehe es Nacht wird, ist sein letzter Heller aus dem Säckel, und dann hat er erst noch seine Schläge zu erwarten! *) Je mehr Dirnen sich jedoch nach und nach zum Tanz einfinden, desto mehr Spieltische lösen sich auf. Die glücklichen Spieler erzählen prahlend ihre Siege, die unglücklichen Verlierer trösten sich ebenfalls bald; denn sie holen sich frisches Musik- und Biergeld aus den Taschen ihrer Schönen. So wird rasch aus dem Nachmittag der Abend, aus diesem die Nacht. Eine solche zu beschreiben, möge mir erlassen werden; auch bei uns endigen sie mit seltenen Ausnahmen nicht ohne Schlägerei, und in diesen spielen Messer und andere gefährliche Waffen eine bedeutende Rolle. Was sich nicht rauft, verliert sich im Winter nach und nach auf die Böden und in die Kammern, in Scheuern und Ställe, im Sommer hinter Hecken und Felder, in Gärten und andere Schlupfwinkel viehischer Unzucht. Ob auch in andern Landstrichen? Das mögen Andere sagen, **) ich erzähle nicht weiter von diesen

---

*) Daß bei solchen Gelegenheiten — (das heißt an allen Sonn-, Fest- und Feiertagen, an den blauen- und Markttagen, durch die Kirchweihwochen u. s. w.) — hoch und mitunter sehr hoch gespielt werde, ist eine bekannte Sache, und leider nicht eben so leicht abzustellen. Ich kenne Beispiele, wo lüderliche Bursche ihren unbemittelten Eltern 10, 20, 30 fl. verloren, aber der lüderlichen Alten giebts fast noch mehre!

**) Ich muß mich da schon wieder auf des wackeren Irlbeck Schilderung berufen, als auf die eines Mannes, der nicht nur mit gesunden Augen sieht, sondern das Gesehene auch kräftig und wahr zu schildern versteht. Ist kommenden Sonntag, so sagt er

Nächten, deren du nur eine erlebt zu haben brauchst, um nie wieder dein Erstaunen darüber zu verlieren, wie aus jenen uns so freundlich und sittsam erschienenen Leuten vom Morgen diese zügellosen und unsittlichen Menschen in der Nacht haben werden können.

§. 5.

Welch einen außerordentlich traurigen Einfluß diese Feste auf das Leben der Landleute üben, kann nur der glauben, welcher sich durch Selbstbeschauung davon überzeugt hat. Die E h e n

---

B. I., p. 41., irgendwo Tanzmusik, so sind von einem Umkreis von zwei Stunden gewiß alle Mädchen dabei, daß man, wenn man durch Volkszählungen nicht anders überzeugt wäre, beinahe den Worten der anwesenden Mädchen glauben möchte, daß heute wieder 9 Mädchen auf 1 Buben kommen! Der Tanz ist vom Landgericht s e c h s Stunden erlaubt, er fängt Abends 3 Uhr an, und endet — morgens 3 — 4 Uhr. Jedes Mädchen sucht, so weit sie sich bisher in privaten Gesellschaften eingeübt hat, hier öffentlich zu praktiziren, um beliebte Liebhaber zu locken. Worte, Schmeicheleien, Gebärden werden verschwendet, und Geld, so viel sie hat auftreiben können. Zur Zeit des Nachhausegehens ist es Nacht; manche hat 1 — 2 Stunden Wegs zu gehen. Wer wird es fordern, daß sich ein Mädchen nachtszeit so bloß stellen sollte? Sie m u ß einen Begleiter haben. Hatte sie das Glück, einen Liebhaber als Tänzer zu haben, so braucht es keine Worte, e i n J e d e r w e i ß s e i n e S c h u l d i g k e i t! Ganz anders verhält es sich aber, wenn ein Mädchen verschiedene Tänzer hatte, und keiner, wie es manchmal geschieht, mit ihr heimgehen will. Wer noch nicht Gelegenheit hatte, dieses selbst zu beobachten, dem kann man gar keine Vorstellung beibringen, wie so ein verlassenes Kind bei finsterer Nacht sich fürchtet und zittert, wie sie schmeicheln, betteln, und zuletzt noch weinen kann! Wer nicht von Holz oder Stein ist, der muß helfen. Meistens aber braucht es so viel Ernst nicht. Es fällt mir schwer, das niederzuschreiben, was meine Abhandlung wirklich fordert! Beim Nachhausegehen — — —. Endlich ist es ihr einziger Kummer wie sie von den Eltern zu Hause aufgenommen werden und in das Haus hineinkommen wird, wenn gleich die Mutter den Hausschlüssel schon vor die Hausthüre hinausgelegt hat! Wenigstens muß sich der Bursche, wenn das Mädchen schon im Bette ist, auch um dieses erkundigen!!!" u. s. w.

werden getrübt oder ganz zerstört, die Kinderzucht im höchsten Grad vernachlässigt, der etwa noch vorhandene Wohlstand völlig vernichtet. Wie sollte es auch nicht so sein? Der Bursche ist gewohnt, seine Tänzerin, auch wohl zwei und mehre nach einander, *) heimzuführen, um diesen Ausdruck als den gelindesten zu wählen, trifft wohl nach jedem Tanzabend eine neue Wahl, und treibt dies fort, bis ihn Ueberdruß an solchem Leben, oder irgend ein anderer Grund zur Heirath treibt. Wo bleibt da die Grundbedingung des ehelichen Glückes? Daher unter den wildesten und ausschweifendsten Helden des Tanzbodens so viele Verheirathete! Aber die Kinder? Diese sollen freilich so gut und noch mehr als die Feiertagsschüler dem Wirthshaus fern bleiben, aber du wirst sie bei unserer Probewanderung in Haufen bis zur sinkenden Nacht an denselben Orten gefunden haben, wo wir ihre Väter und Brüder taumeln und lärmen, ihre Mütter und Schwestern wie toll herum schwärmen gesehen, und vor Allem die rohesten und unsittlichsten Reden vernommen haben. Wozu da Pfarrer und Lehrer? All' ihr Predigen, Lehren und Mahnen, all' ihr Drohen, Zanken und Strafen wird umsonst bleiben, so lange das Einzelhüten noch üblich, und die Fernhaltung der Jugend vom Schauplatz öffentlicher Vergnügungen nicht möglich ist. Und endlich das dem Betrieb entzogene, sich selbst und der darbenden Familie gleichsam entwendete, und nur in die Wirthshäuser geschleppte Geld!! Aber wo kommt diese Wirthshauswuth her? Drei Ursachen habe ich kennen gelernt, welche derselben vor Allem andern Vorschub leisten, zuerst die Ueberzahl der Wirthshäuser, dann der in denselben Jedermann gebotene Credit, endlich die lieben Fest- und Feiertage, deren es, wenigstens hier zu Land, eine außerordentliche Masse giebt.

*) Wirklich erscheint es dem, der nicht mit diesem Unfug in seinem Umfang bekannt ist, unglaublich, wenn er sich sagen lassen soll, daß keine Ausnahmen stattfinden. Wie soll sich auch ein Mädchen bewahren? Sie müßte mehr als gewöhnlichen Muth haben! Es genügt die einzige Bemerkung Irlbeck's, welche wir I. p. 41 finden. „Diejenigen Mädchen, sagt er, die das Glück eines Nachhausebegleiters nicht finden, bleiben längere Zeit der Spott der Glücklicheren, weil sie Keinen gekriegt haben!" Gerade so und nicht anders ist's hier in unsern Thälern, leider so und nicht anders!

§. 6.

Ich kann mich kaum entsinnen, in der hiesigen Gegend ein oder das andere Dorf gefunden zu haben, in welchem, wie klein und unbedeutend es auch sei, sich nur ein einziges Wirthshaus befände. Regelmäßig trifft man zwei, meist drei, ist das Dorf bedeutender, wohlgleich sechs und mehre an. In allen wird mehr oder weniger gutes Bier geschenkt, wenigstens im Sommer. Wem das Bier zu theuer ist, oder zu stark, dem steht Hainzel (Nachbier) zu Diensten. Aber ist's am Ende nicht gleichviel, ob ein einziges oder mehre Wirthshäuser in einem Dorfe sind? Ja, ist nicht auch in diesem Bezug die Concurrenz das sicherste Beförderungsmittel guter Waare und somit nur vortheilhaft für das Publikum? Für den vermögenden, unabhängigen Gast allerdings! Aber wenn schon in kleinen Städten Verwandt- und Gevatterschaften den Durstigen ihren zu nehmenden Weg vorzeigen, so ist dies noch weit mehr auf den Dörfern der Fall. Früh trinkt der Bauer seinen Schnaps, oder schon Bier, bei'm Bäsle oder der Frau Bas, Nachmittags muß er zum Schwager oder Vetter, Abends geht er zum Hrn. Gevatter, den andern Tag umgekehrt, am dritten wieder anders. Will er Keinem vor den Kopf stoßen, muß er's wohl so machen, ja, soll er gelobt werden, darf er nur die Tour an einem Tag durchmachen. Daß dies nicht selten, und von denen, die ihre Basen, Verwandten und Gevattern irgend wozu brauchen, recht oft geschehe, bedarf nicht einmal der Erwähnung. Aber wo kommt das Geld her?

§. 7.

Das kostet im ganzen Jahr einen einzigen, höchstens zwei trübe Tage vielleicht nur Stunden, denn derer, die jeden Tag ihre Zeche zahlen und somit jeden Tag Geld brauchen, giebt es so viele nicht. In der Regel zahlt hier der Bauer die alljährige Rechnung im Frühjahr mit seiner ausgedroschenen Gerste, und im Herbst mit seinem Hopfen, wenn er solchen baut, oder mit einem auch wohl zweien Mastochsen. Das macht freilich allemal ein tüchtiges Loch in den häuslichen Wohlstand, auch geht's selten ohne Zank und Streit mit Frau und Kindern ab; aber was thut's, kann er doch wieder trinken, so viel er will, und nach Haus schicken, was daheim begehrt wird, und dies Alles nicht bloß in einem, sondern gleich in zwei, drei, vier

und noch mehr Wirthshäusern. Ist's zu verkennen, daß dieser Credit, dieses Lostrinken auf die Kreide des Wirths, welche vielleicht obend'rein manchmal doppelt schreibt, einen höchst verderblichen Einfluß auf eine Menschenklasse üben muß, die nicht gewohnt, am Ende wohl gar nicht fähig ist, sich selbst zu beherrschen und sich Genüsse zu versagen, deren Befriedigung ihr so leicht wird? Alle meine Beobachtungen müßten mich täuschen, oder ein Gesetz, welches dem verborgenden Wirth Verlust des Schenkrechts, dem anborgenden Bauer Verbot des Wirthshausgehens auf 3, 6, 9, und 12 und auch mehr Monate brächte, und, nota bene, nicht bloß auf dem Papier, sondern in der strengsten Wirklichkeit brächte, ein solches Gesetz würde gewiß so manchen Einzelnen wenigstens an den Wochentagen abhalten, ein Leben zu führen, das den Unvermögenden in immer tiefere Armuth stürzen, den Vermögenden um Hab und Gut bringen muß. Giebt's denn nicht der Sonn-, Fest- und Feiertage schon genug?

§. 8.

Wenn man von einer ernsten Sonntagsfeier, überhaupt von Heilighaltung aller der Gottesverehrung gewidmeten Tage, auf innere Religiosität schließen darf, dann steht gewiß allen übrigen Völkern das Englische in Bezug auf Frömmigkeit voran. Und dennoch werden bekanntlich in England außer den Sonn- und höchsten Festtagen nur sehr wenige Feiertage gehalten, alle übrigen sind dort längst abgeschafft und vergessen. *) Was sollte

*) Es ist seit zehen Jahren und noch länger unendlich viel über das Schädliche der vielen Feiertage geschrieben und gesprochen worden. Wie weit ich auch entfernt bin, etwas Anderes, als was ich selbst beobachtet, in diesen Blättern wiederlegen zu wollen, kann ich doch nicht umhin, hier einiger Stimmen zu gedenken, die seit wenigen Jahren und zum Theil erst in den jüngsten Tagen vernommen worden sind. Zuerst 1834 sagt Irlbeck über die sogenannten abgewürdigten Feiertage nach seiner gewohnten offenen Weise I. p. 60. — — „Ich — kann unmöglich das Unwesen der abgeschafften Feiertage übergehen, weil es von der höheren Sphäre der Regierung nicht so in's Gesicht gefaßt werden kann, als es unter dem untersten Volke als schädliches Unkraut unter dem guten Waizen verheerend wuchert. In der früheren Zeit waren diese Tage Festtage, volle

aber auch aus Albion's jetzt unendlicher Industrie werden, gebe man seinen Bewohnern das Heer unserer Feiertage. Gewiß nicht zwei Jahrzehnte würden vergehen, so verfiele Eng-

---

Feiertage, heilige Tage, Tage der Andacht und der Buße. In der Kirche wurde ein heiliges Hochamt und Predigt gehalten, gebetet und gebeichtet, sie waren also gut, wenigstens nicht moralisch schädlich. Es wurden deswegen mehrere mit Auswahl abgewürdigt und zu Arbeitstagen bestimmt; aber sie werden, ich muß es leider mit Wehmuth des Herzens sagen, sie werden schrecklich mißbraucht, daß es besser wäre, sie würden noch heilig geachtet! Statt diese Tage zu heiligen, oder zu arbeiten, sind sie privilegirte Tage der Lüderlichkeit und aller Ausschweifungen. Am Vorabend haben die Mägde vor dem Schlafengehen noch verschiedene Geschäfte in der Nachbarschaft, hauptsächlich eine Jede bei einem Liebhaber, die Bursche schwärmen die ganze Nacht herum, und treiben Alles, was schädlich, schändlich und Sünde ist. Den Vormittag des abgeschafften Feiertags wird geschlafen, dann gegessen, und man ist froh, wenn sie so viel Zeit finden, nur die nöthigen Haus- und Stallverrichtungen zu thun. Dann sieht man sie selten denselben Tag im Haus wieder. Es werden in lüderlichen Häusern Gesellschaften gesucht, bei schönem Wetter Spaziergänge auf benachbarte Dörfer, in Felder, hinter Zäunen und in Wälder gemacht, wo sie sich wie das liebe Vieh lagern. Einige suchen Spiel und Trinkgelage in den Wirthshäusern, lärmen und raufen, und verschwenden ihr Geld. Andere suchen weisen Rath, wie man heimliche Sachen, die man nicht gerne jedem auf die Nase bindet, unterbringen, oder erhalten könne. Auch diejenigen Dienstboten, die man unter die ordentlichen zählt, kann man zu keiner Arbeit gebrauchen, man ist froh, wenn sie nur zu Haus bleiben und für sich etwas arbeiten. Der Bauer wäre gegenwärtig für deren Abwürdigung gestimmt, er sähe die Nothwendigkeit der Arbeit ein, und wünschte zu arbeiten, aber ohne eine höhere, ernstliche, allgemeine und durchgeführte Einschreitung läßt sich an eine Arbeit der Dienstboten nicht denken; denn ist in einem Dorfe von 20 Gemeindegliedern nur ein einziger Klein- oder Großgütler, der nicht arbeitet, so hetzt er alle Dienstboten auf, daß man gewiß an den übrigen Arbeitstagen so viel Schaden hat, daß es einem gar nicht mehr einfällt, eine Arbeit an einem solchen Tag zu verlangen. Derjenige, der keine Dienstboten hält, wäre freilich unabhängiger, und könnte arbeiten; aber des ewigen Spottes von allem heillosen Gesindel, das diesen Tagen mit allen Kräften entgegenarbeitet,

land demselben Elend, derselben Bettelhaftigkeit, worunter wir Irland bereits erliegen sehen. Und könnten wir selbst uns nicht mit Wenigerem begnügen, wären wir es nicht von jeher

---

überdrüssig, schlägt er sich auch zu dem großen Haufen, und sieht mißmuthig auf die unterlassene Arbeit zurück! Der einzelne Bauer kann mit dem besten Willen zur Abwürdigung der Feiertage nichts thun. Diese Tage werden nicht geheiligt, und an denselben nicht gearbeitet, sie sind wirkliche Tage der Lüderlichkeit; und — man wundert sich über die Sittenlosigkeit unserer Dienstboten, und über die Armuth unserer Zeit! Möge die allerhöchste Regierung Einsicht nehmen von diesem Unwesen, und das Gute durchgreifend vollführen!" — Also Irlbeck 1834 am angeführten Orte. Einen nicht minder wahen Aufsatz über denselben Gegenstand entnehme ich dem Septemberhefte des Centralblattes aus dem Jahrgang 1836. — Unwidersprechbar bleibt, daß die Feiertage nachtheilig auf die Landwirthschaft einwirken, weil es mit dem Oekonomiegesinde ganz dasselbe Bewandtniß wie mit den Gesellen in den Handwerken hat, nämlich, daß für jeden Feiertag ein Arbeitstag verloren geht, dabei aber Lohn und Beköstigung fortdauert, und letztere an den Feiertagen sogar besser sein muß. Will der Landmann richtig rechnen, so muß er für die Feiertage Versäumniß und Mehrbedarf in Anschlag bringen, und eine übersichtliche Berechnung aller Ausgaben des Landmanns, wenn alles zu Geld angeschlagen wird, möchte den Zustand kleiner Besitzer allerdings beklagenswerth bezeichnen. Geltende Feiertage zu halten, ist jeder Mensch berechtigt, der Gläubige aber nach Gewissen verbunden, alle jene zu halten, welche in seiner Kirche gelten, und die Landwirthe so wie die Gewerksmeister müssen sich daher das Nichtarbeiten des Gesindes gefallen lassen. Was allgemein einen störenden und nachtheiligen Einfluß ausübt, das fällt der Regierungsvorsorge anheim, und die wirklich als nothwendig sich darstellende Abschaffung vieler Feiertage ist daher eine Wohlthat für das Volk und den Volksbetrieb. Es ist nur als nachlässige Aufsicht und schwache Handhabung eines Gesetzes zu bezeichnen, wenn die Geistlichen an abgeschafften Feiertagen den Gottesdienst anders, als an gewöhnlichen Tagen halten, dem Brodherrn aber liegt keine Pflicht ob, seinem Gesinde die Beiwohnung dieses Gottesdienstes nachzugeben. Es kann die Behauptung nicht einmal angefeindet werden, daß die Feiertage überhaupt im Allgemeinen die Unsittlichkrit des Volkes begünstigen, und nur höchst wenige Christen, außerdem aber lauter Heiden in der Christenschaar anzutreffen sind, die Juden

gewohnt, uns in Allem andern zu beschränken, wenn nur den Anforderungen der ewig durstenden Leber nicht Abbruch gethan wird, böten uns vor Allem nicht immer noch wenigstens theil-

---

dagegen in dieser Beziehung ehrwürdig und als Muster erscheinen, so wenig dieses außerdem der Fall sein möchte. An den Feiertagen bringen die Leute auch noch ihr letztes Geld in den Wirthshäusern unter lärmendem Getümmel und zügelloser Ausgelassenheit durch. Die Betrunkenen durchtaumeln die Gassen und Wege, und Zanken, Schmähen, Raufen und Unfug aller Art sind die Heiligung der Tage. Mancher Knecht und manche Magd, so wie mancher Geselle ist auch für den folgenden oder die nächsten Tage für die Arbeit verdorben oder nur halb brauchbar, so wie auch wegen getriebenen Unfugs polizeiliche Vorladungen und Strafen gar nicht selten das Gesinde nach Feiertagen der Arbeit entrücken und dem Brodherrn Schaden bringen. Es kann ohne alles Bedenken behauptet werden, daß das Gesinde an den abgeschafften Feiertagen gerne wie gewöhnlich arbeitet, selbst wenn es ihm freigestellt wird, ja die Verminderung der Feiertage wünscht, sobald nur Kirche und Landesbehörden völlig mit einander einig sind, und strenge darauf bestehen, daß die Feiertage nur auf eine christliche und religiös fromme Weise gehalten werden dürfen, nämlich durch Kirchenbesuch, Hausandacht und Musterhaftigkeit im Wandel, daß darüber strenge gewacht, eine jede Gelegenheit zur Abweichung sorgfältig entzogen und schärfstens untersagt, und jede Abweichung als eine Schändung des heiligen Tags nachdrücklichst und schonnungslos bestraft wird, denn nur die Gelegenheit zur Zügellosigkeit hält die Menschen an den Feiertagen fest und dieses finden wir sogar an unsern heiligsten Tagen." — Verfasser dieses Aufsatzes, dessen zweite Hälfte weder hierher gehört, noch auch in Bezug auf die für das Landvolk neu einzuführendeu Freudentage von vielen Oekonomen wird gebilligt werden, ist Dr. A. Desberger. Möchte dieses geehrte Mitglied des landwirthsch. Vereines doch seine Stimme recht oft vernehmen lassen! — In den neuesten Tagen ist das Thema abermals behandelt worden, und zwar zuerst von einem Geistlichen. Vergl. Landbötin 1837. Nr. 69. „Daß Gesetze, lesen wir daselbst pag. 610., auf dem Papiere so viel als Null sind, wenn sie nicht befolgt werden, das ist richtig; daß aber Gesetze auch dann als kraftlos erscheinen, wenn die untergeordneten Beamten nicht auf deren genauen Vollzug mit Strenge dringen, das ist eben so richtig. Dieser traurige Umstand erscheint ganz vorzüglich in Betreff der abgewürdigten Feiertage. Sind hier-

weise die hinterlassenen Sparpfennige unsrer weiseren Väter die allernöthigsten Mittel, und erfreuten wir uns nicht einer gleicheren Vertheilung des freien Bodens, wer weiß, wie weit auch

---

über nicht ausdrückliche Bestimmungen erlassen? Sind hierbei für diejenigen, welche an solchen Tagen nichts arbeiten, nicht ausdrücklich Strafen mit geziemenden Steigerungen festgesetzt? Wohl! Aber man sieht in den meisten Gegenden, daß man sich gar nicht darum bekümmert, den ausgesprochenen gesetzlichen Bestimmungen Folge zu leisten. Ungestraft verfaullenzt man die schönsten Tage, und wenn auch der Hausherr manchmal aus heiliger Besorgniß für das Beste seines Hauswesens seinen, schon am Morgen mit dem bedeutend besseren Gewande gekleideten, Dienstboten zu arbeiten befiehlt, so muß er mit Verdruß wahrnehmen, daß die Arbeit mit Widerwillen und schlecht verrichtet werde. Ueble Nachreden, Kränkungen sind die Folgen seines besten Willens. Was stellt ihn sicher gegen derlei Unannehmlichkeiten? Das papierene Gesetz wohl nicht. Außer den gebotenen Feiertagen haben wir nebst den von der Kirche und dem Staat abgewürdigten Feiertagen in hiesigem Kirchsprengel noch achtzehn sogenannte Bauernfeiertage, und in gegenwärtiger Woche (den 28. April) gleich fünf nach einander, als: Montag Philippi, Dienstag verlobter Feldumgang, Mittwoch heil. Kreuz Erfindung, Donnerstag ein gebotener Feiertag, Freitag verlobter Schauerfreitag. Und so vergeht fast keine Woche, wo nicht ein dergleichen Faullenzer vorkommt. Beschwert man sich vor Gericht, so heißt es: „Ja es ist keine Anzeige bisher gemacht worden!" Ei du lieber Himmel! Ich bin der Narr nicht, um eine Anzeige zu machen, die mir den Haß der ganzen Gemeinde zuzieht. So sagt der Pfarrer, so sagt der Gemeindevorsteher, und die Erfahrung rechtfertigt diese Aeußerungen. Warum denn Anzeige machen? Das Gesetz diktirt und die Pflicht der Gerichte wäre es, an solchen Tagen Patrouillen auszuschicken, die faullenzenden Gemeinden zu notiren und empfindlich zu strafen; dann würde bald Ordnung werden. Geschieht das nicht, so ist dieses Gesetz nichts anderes, als ein wahres Marterkreuz für den bekümmerten Hauswirth. An einem solchen Feiertage befahl ich einmal meinem Knechte in aller Güte, er möchte doch mit den Leuten hinausgehen, und den Waizen antragen, weil ich befürchtete, es werde morgen regnen. Die Antwort war: „bei keinem Bauer habe er an solchen Tagen arbeiten müssen, warum bei einem Pfarrer; lieber gehe er aus dem Dienste. Er ging mir

wir von solchem Jammer noch entfernt wären. Und dazu, wer könnte es läugnen, tragen unsere **Feiertage**, welche, Sonn., hohe Fest., Dreieinigkeits., Frauen., Heiligen., Patronats.,

---

nicht, und am andern Tag regnete es wirklich, und wenn ich nochmal sieben Weihen gehabt hätte, so hätte ich mich des Zornes nicht enthalten können. Wer, sage ich, soll denn diesem Schlendrian abhelfen, wenn es jene nicht thun, die gesetzt sind, die Ordnung zu erhalten? Ich für meine Person habe nicht ermangelt, zu ermahnen, zu rathen, allein die Folge davon war: man schalt mich einen Ruechen, einen Freigeist, einen der nicht wettergerecht sei, weil er die Feiertage nicht ehre. Und so muß ich nolens volens mich ärgern und zusehen, wie der liebe Gott uns oft die schönsten Tage schenkt, die im Müssiggang verlebt werden, weil man es für Sünde hält, zu arbeiten, oder wohl gar fürchtet, der liebe Herrgott könnte den Hagel schicken, weil man am Tag des heiligen Uriel einen Rechen oder eine Gabel angerührt. Ich finde keinen andern Weg, als die Landbötin, diese meine Beschwerde öffentlich zu äußern. Alle Welt stimmt mir bei, gewiß weiß ich es, und wenn die HH. Landstände diese Worte lesen, und nicht ernstlich darauf dringen, daß **dieses abgeschmackte Feiertagwesen** mit Strenge geahndet und von den Gerichten **jedesmal** gestraft werde, dann weiß ich wahrlich nicht, woran man sich halten muß. **Es kommt mir dann gerade vor, wie eine schlechte Kinderzucht, wo der Vater befiehlt, und die Mutter spricht: Halt dich nicht auf, Seperl laß ihn brummen, er macht's mir auch nicht besser!"** — Schade, daß der geistliche Herr es vorgezogen hat, seinen Namen zu verschweigen, statt durch Nennung desselben diesem Aufsatz erst das eigentliche Siegel der Wahrheit aufzudrücken. Wer Uebelständen abhelfen will, und das wird jeder redliche Vaterlandsfreund, wenn er deren entdeckt, muß nicht nur den Muth haben, der Sache auf den Grund zu gehen, sondern auch seine Aeußerung zu vertreten. Das Letztere glaubt man erst, wenn die Maske fällt. Demohnerachtet hat der Aufsatz schnellen Anklang gefunden. Schon in Nr. 71. desselben Blattes erschien ein Beitrag zu demselben von einem andern ebenfalls nicht genannten Verfasser. Ich hebe nur das Wesentlichste hervor. „Die Dienstboten, sagt er, machen es auch anderswo, als bei dem Einsender jenes Aufsatzes, so. Ich habe mit eignen Augen gesehen, wie einige Bauern nach dem großen Schauer des Jahres 1829, der eine große Strecke unsers Altbayerns traf, und einen großen Theil des sogenannten Hohenlind-

Umgangs-, Wallfahrts-, Buß-, Bet- und Gott weiß welche anderen Tage mit eingerechnet, der Volksfeste, Vogel- und Freischießen, Kirchweihen, Jahrmärkte, Wettrennen, Freischieben, Markttage u. s. w. gar nicht zu gedenken, leicht das bessere Dritttheil, wenigstens bei uns hier, des Jahres ausmachen, bei Weitem das Meiste bei. Denn abgesehen davon, daß an allen diesen Tagen nichts gearbeitet, doppelt gut gegessen, übermäßig getrunken, und bei Spiel und Tanz von den Meisten

---

nerforstes vernichtete, an einem solchen abgewürdigten Feiertage die Reste der Feldfrüchte (es war gerade ein schöner Tag, vorher immer Regen) einführen wollten. Mit genauer Noth wurde verhindert, daß es nicht zu gefährlichen Auftritten kam. Die Eltern und Kinder mußten endlich das Geschäft übernehmen, während die Knechte aus dem Wirthshhause dieselben verspotteten und verlachten. Ist das nicht schändlich? Derlei üble Folgen könnte ich in Menge aufzählen, wovon jede hinreichende Gründe giebt, die gesetzlichen Verordnungen in Wirksamkeit treten zu lassen. Ich will nur eine einzige Thatsache erwähnen. Im Unterlande Bayerns versuchte ein Landrichter durch Gensdarmes und Gerichtsdiener die eben in der Kirche versammelten Leute mit Gewalt nach Hause zur Arbeit zu treiben. Allein es mißlang und die ganze Sache wurde eingestellt. Alle Gemeinden hatten sich auf Aehnliches gefaßt gemacht. Nicht nur Dienstboten, auch der Bauer selbst will sich hierin keine Beschränkung auflegen lassen." — — Das ist freilich sehr traurig, doppelt traurig, wenn keine Hilfe da wäre, als die, welche der Verf. der angezogenen Zeilen schließend von einem allerdings höchst originellen Vorschlag erwartet. Es soll, so will derselbe, allgemach verfahren werden, und demnach — (Hört!) — zuerst nur der Taglöhner und Dienstbote gezwungen werden, an den abgeschafften Feiertagen zu arbeiten, während der Herr mit Frau und Kind dem Vormittagsgottesdienst vor der Hand noch beiwohnen soll. Einen solchen Bock zu schießen, vermöchte hier zu Land bei dem schwachen Wildstand auch der beste Schütze nicht. Als ob sichs nicht gerade vom Umgekehrten handelte, von der Ungebührlichkeit des Gottesdienstes an solchen Tagen, von der Bereitwilligkeit der Bauern zum Arbeiten, von der Widerspenstigkeit der Taglöhner uud Dienstboten gegen das Arbeiten. Man sperre alle und jede Schenken während solcher Tage, man setze jeden Knecht, Taglöhner, Magd, den man als widerspenstig angezeigt erhält, ohne Weiteres in's Gefängniß, man belobe öffentlich die Vernünftigen, das wird besser helfen.

Gut und Gesundheit verwüstet wird; so gehen auch die den Festen vorausgehenden Tage zum Theil, und die ihnen folgenden so gut wie ganz für die Arbeit verloren. Nur erst vor wenigen Wochen hätte ich selbst einen sonst tüchtigen Knecht an einem sogenannten blauen Tag fast eingebüßt. In der Nacht eines vorausgehenden Feiertags war tüchtig gezecht und gerauft worden, am darauf folgenden Morgen fährt er zu Feld, setzt sich heimwärts auf den leeren Wagen, schläft ein, fällt herab, kommt unter die Räder, und verdankt sein Leben, oder doch die ganzen Glieder einzig dem Umstand, daß seine Ochsen gescheidter oder doch wenigstens nüchterner waren, als er selbst. Und ginge es so nur immer ab, aber dem blauen Montag folgen Citationen in's Landgericht, Einsperrungen u. s. w., lauter Strafen, die der unschuldige Herr mittragen muß.

Doch genug meiner eignen und der fremden Worte über jene endlose Reihe von Feiertagen, die einer wahren Landplage mehr als allem andern gleichen, die weder von den höchsten geistlichen *) oder weltlichen Behörden geboten, noch von Jemand anderem, als etwa einem herrschsüchtigen Priester, **) den lüderlichsten Burschen, und vielen Schenkwirthen ***) be-

*) Erst durch Breve vom 19. Dezember 1836 hat der heil. Vater gestattet, daß im Großherzogthum Hessen die seitherigen Feiertage Mariä Lichtmeß, Mariä Verkündigung, Mariä Geburt und Mariä Empfängniß, dann das Fest des heil. Johannes des Täufers, der heil. Apostel Petrus und Paulus, des Diözesan- und Kirchenpatrons, so wie das Fest der Erscheinung des Herrn (Epiphania), auf den jedesmaligen nächsten Sonntag verlegt, und dort nun gefeiert werden.

**) Ich könnte als Beispiel anführen, daß der junge Kaplan eines alten Geistlichen im vergangenen harten Frühjahr zu einer Zeit, wo ein Feiertag der Art dem andern folgte, zwei arme Taglöhner, die den Muth hatten, um ihre Pflichten als Familienväter zu erfüllen, an einem bloßen Umgangstag zu arbeiten, während ihre Frauen und Kinder dem Umgang oben d'rein beiwohnten, tüchtig herunterlaufen ließ, und dadurch den Bauern das Signal gab, dieselben im Wirthshaus aufs erschrecklichste zu beraisonniren und über sie zu schimpfen.

***) Doch könnte ich auch Wirthe nennen, die von dieser Regel die lobenswertheste Ausnahme machen, denen jede Musik und freie Nacht mehr Aerger als Freude macht, und die auch sonst jedem Unfug nach Möglichkeit zu begegnen suchen.

gehrt, vielmehr von allen Vernünftigen, besonders aber von jedem betriebsamen Oekonomen wohl als Hindernisse des Wohlstandes und als größte Beförderungsmittel der Armuth und Sittenlosigkeit, nicht aber als Tage angesehen werden, an denen das Volk durch Gebet und Erbauung einer wahren Frömmigkeit näher geführt werden soll.

Ehre also jenem Philosophen, der uns das Volk an seinen Festen belauschen hieß, wenn wir es anders kennen lernen wollten. Denn hatten wir aus dem, was ich über den Grund und Boden, über den Viehstand, über das Verhältniß der Dienstboten zu den Herrschaften dahier niedergeschrieben, schon ein ziemlich schlimmes Vorurtheil gegen die letzteren gewinnen müssen, so ist eben dieses nach der Betrachtung gewisser Festtagsszenen und ihrer Folgen in uns sicher zur Ueberzeugung geworden. In Wahrheit, alle Landleute, die auf solche Weise mit ihrer Zeit, mit ihrem Geld, mit ihren geistigen und körperlichen Kräften umgehen, können ohnmöglich von dem schon so oft von mir als unerläßlich aufgestellten landwirthschaftlichen Grundsatz durchdrungen sein, daß der aufgeklärte Oekonom wie von seinem Grund und Boden, wie aus seinem Viehstand, wie durch seine Leute, so auch aus seiner eigenen Thätigkeit den höchst möglichen Gewinn zu ziehen suchen müsse.

Doch sehen wir zu, ob nicht vielleicht unsere Bauern dahier, was sie außer dem Haus versäumen und zerstören, daheim wieder doppelt einbringen. Folgen wir denselben in ihre Wohnungen.

§. 2.

Von woher du immer in eines unserer Thäler herab gestiegen sein mögest, sicher hat dir der Anblick unsrer Dörfer gefallen, und zwar je weiter entfernt, desto besser. Das machen vor Allem die rothen Dächer und das nicht selten ganz hübsch herausgeputzte Fachwerk der Häuser, die alle mehr oder weniger mit Obstbäumen umgeben sind, sich auch wohl mitunter des Schattens einer großen Linde erfreuen. Etwas mißfällt dir jedoch wahrscheinlich beim Eintritt in eines dieser Dörfer sogleich, du weißt nicht, wie du die kothige Straße durchwaden sollst, welche keinen Pflasterer oder Wegmacher kennt, als Gottes heiße Juli- und August-Sonne. Dort neben der

Kirche stehen zwei Häuser, das eine größer und solider gebaut, das andere minder geräumig, aber vielleicht freundlicher abgeputzt, diese lassen wir liegen, wir kennen schon die Pfarr- und Schulhäuser. Eben so machen wir es mit den nahen Wirthshäusern uud zwei oder drei neuen Bauerhöfen, denen wir es schon von außen ansehen, daß ihre innere Einrichtung durch Reinlichkeit zu den Ausnahmen gehört. Bei allen übrigen sei dir freie Wahl gelassen. Gut also, gehen wir in das erste beste. Eben schleppen da zwei elende Ochsen einen armseligen Wagen Düngers aus dem Hof, gehen wir da hinein. Du siehst, derselbe könnte leicht gesperrt werden, aber Mauerwerk und Thorgatter sind verfallen. Ebenso könnte der Besitzer seinen Kettenziehbrunnen leicht in einen Pumpbrunnen verwandeln, oder doch wenigstens vor Regen, Staub und anderm Schmutz durch eine Decke schützen, aber das geschieht nicht einmal bei'm Gemeindebrunnen, in dessen Nähe doch die Kinder ihren Spielplatz haben, und bald hinein werfen, was sie immer wollen, bald Leib und Leben im Klettern wagen. Sieh' dich vor, schon fallen uns zwei, auch drei Hunde an; denn so viele sind hier in den Höfen, wie in den elendesten Taglöhnerhütten, und von allen wird kaum hier und da einer angehängt, zur großen Freude der Spitzbuben, die so desto leichter ihre nächtlichen Streiche ausüben können, zum größeren Verdruß der Jagdpächter, denen das ohnehin schon genug gefährdete Revier Tag und Nacht durchhetzt wird, zum größten Jammer aber für die, welche neue Culturen anlegen, denn solche geben dann in der Regel den nächtlichen Tummelplatz für diese Bestien ab. Haben sie uns lange genug lärmend und zähnefletschend umkreiset, dann hört schon einer der Hausbewohner unser Schelten und schafft uns Ruhe. *) Noch ist nicht alle Gefahr über-

*) Nur erst in den jüngsten Tagen mußte ich mir erzählen lassen, daß einem Bauer, der die bösesten Hunde in der Gegend habe, doch in einer Nacht Alles gestohlen worden sei. Sehr begreiflich; die Diebe ziehen langsam mit einer hitzigen Hündin durchs Dorf, und während einer sich mit ihr und allen nachgelaufenen Hunden draußen aufhält, können die übrigen dann treiben, was sie wollen. An Vorschriften über das Anhängen der Hunde fehlt es nicht, eben so wenig an festgesetzten Strafen für die Uebertretung derselben. Aber wer kümmert sich etwas darum? Gelegentlich schießt der Jagdpächter, wenn er dazu den Muth hat, einige Hunde

wunden, zumal wenn es kurz zuvor geregnet hat, denn du hast, um zur Hausthür zu kommen, nur einen schmalen schlüpfrigen Weg neben der Düngerstätte und der Jauchengrube vorbei. Weder die eine, noch die andere wird dir wahrscheinlich bei näherer Ansicht gefallen, denn wie leidlich auch der Dünger aus dem Stall komme, Wind, Sonne und Regen trocknen und waschen ihn in einer Stätte, die ein bloßes Erdloch und weder ausgemauert noch gebruckt ist, somit dem Versickern der Feuchtigkeit keinen Widerstand bietet, so aus, daß seine ganze Kraft dahin ist: — und nicht anders ergeht's der Jauche, der hier die guten Leute nach dem überkommenen Gebrauch ihrer Altvordern durch Führung eines Grabens regelmäßig einen Abzug auf die Dorfstraße eröffnen, und dadurch sich selbst das beste und ergiebigste Düngungsmittel muthwillig entziehen. *) Endlich sind wir in der Hausflur, welche fast immer das Haus in zwei ziemlich gleiche Hälften theilt. Meist trittst du in der Mitte derselben auf der einen Seite in die Wohnstube, auf der andern in den Stall. Gleich vorn führt eine Art Treppe auf den Boden, wo es nicht an Kammern, wohl aber meist an Betten und Vorräthen fehlt. Gerade aus dagegen gelangst du an ein finsteres Loch, das du, wenn kein Feuer auf dem Heerd brennet, schwerlich für die Küche in dem Haus eines Volkes halten wirst, das sich erhaben über die unreinlichen Polen, Slavonier und andere Halbwilde hält. Wir gehen in die Stube, obschon der Eigenthümer ziemlich mürrisch seine Pelzmütze rückt, und die Frau, an deren Schürze und Rock vier, fünf schmutzige Kinder hängen, kaum daran denkt, unsern freundlichen Gruß zu erwidern. **) Wie sollte sie auch

---

tod, andere werden mitunter von den Bauern selbst dreibeinig oder kreuzlahm nach Haus geschickt, wenn sie im Zorn über ihre zerwühlten Reutungen nach einem Stein greifen. Am tollsten treiben es die Graserinnen, von denen keine gern ohne Hund auf die Flur geht.

*) An Vorschriften seitens der Behörden fehlt es so wenig, daß sich der Bauer mit nichts als seiner Armuth, sage Faulheit, entschuldigen kann. Dennoch zweifle ich, ob man in zwanzig Dörfern zehn ordentliche Düngerstätten, geschweige denn eine zweckmäßige Jauchengrube zu finden im Stand sein dürfte. Man will nicht, das ist genug!

**) Der Unterschied zwischen der Höflichkeit der Frauenzimmer hiesiger

nicht in Verlegenheit kommen, da die zwei Bruthennen, welche sie in der Stube hat, vor dem Besuch leicht scheu, und eines von den zwanzig jungen Gänsen und Hühnern leicht ertreten werden könnte? Ein halbes Dutzend anderer Hühner macht sich bei unserm Eintritt über Tisch und Bank zum Fenster hinaus, nur die alten Gänse und jungen Schweine, welche unter den Bänken ihre Zellen haben, sind zu verständig, als daß sie ihre Verwunderung über die noch nie gesehenen Gäste durch mehr als bloßes Schnattern und Grunzen ausdrücken sollten. Stößt an die Stube eine Kammer, dann läßt ein einziges Fenster, gerade so groß, daß du den halben Kopf hinausstecken kannst, nicht Licht genug herein, um dich mit schnellem Blick von dem Zustand der Schlafstellen überzeugen zu können. Doch die beste steht gewöhnlich in der Stube, und ich weiß bereits, du möchtest um keinen Preis hinein steigen. Kein gepolsterter Großvaterstuhl, dies altherkömmliche Möbel deutscher Behaglichkeit, welches in Norddeutschland selbst in den Städten schwer von den Canapee's aus den Häusern altgläubiger Bürger hat verdrängt werden können, kein reinlicher Tisch, kein ganzer Sessel, keine Spur eines Tünchners an der Wand und Decke, *) kaum eine ganze, vielweniger eine gewaschene Fensterscheibe, die Diele halb durchgetreten, halb so mit Schmutz überdeckt, daß du mit Schrecken die Hühner nach vergrabenem Futter scharren siehst. Und wohl dir, daß du den Besuch im Sommer abstattest, so ersparst du wenigstens deinen Lungen das schwere Athmen, deinen Augen die Thränen, welche dir dann jenes Ungeheuer in der Ecke der Stube, der gewaltige Kachelofen veranlassen würde. Fürwahr ein Ungeheuer, nicht nur wegen seiner Gestalt, auch nicht bloß wegen seines ewigen Dampfens und Rauchens, wodurch er alle peinigt, welche seine Bekannt-

---

und anderer Gegenden ist so groß, daß man in Versuchung kommt, zu glauben, entweder sie seien nie in eine Schule gekommen, oder an solchen Geschöpfen sei Oel und Mühe allemal verloren.

*) Wäre nicht auch jede Arbeit des Tünchners die luxuriöseste Verschwendung? Gleich Leuchtthürmen hängen an den gewaltigen Kachelöfen in den hiesigen Bauernstuben noch jene uraltüblichen Feuerkörbe, in denen Abends Spähne und Kienholz die Stelle der Lampen vertreten, nicht ohne die schon überdicke Luft noch mehr mit Gestank, und die ganze Stube mit Rauch zu erfüllen. Drei Winterabende machten die hellste Stube zur Rußkammer!

schaft noch nicht lange genug gemacht haben, sondern vorzüglich auch wegen seiner unersättlichen Holzgefräßigkeit! *)

Wären wir gerade zur Essenszeit gekommen, dann hättest du ein Tischtuch gesehen, mit dem in Holland der rußigste Topf nicht aus dem Feuer genommen werden dürfte, schmutzige Löffel, ungeputzte Messer, gar keine Gabeln, und hölzerne Teller, die kaum je in ein Wasser gekommen sein können, aber Klöse auf denselben, so schwarz und groß wie der krause Kopf eines rußigen Mohren. Und dazu das Aeußere der Menschen selbst, eben jener Menschen, die wir erst am jüngsten Festtag so aufgeputzt sahen!

Doch genug von dem Allen, treten wir durch die Hausflur zurück der Stubenthüre gerade gegenüber in den Stall. Wir müssen erst warten, bis der Bauer, der jeden Tritt kennt, sich voraus und die äußere Stallthüre aufgemacht hat. Erst dann werden wir sehen können; denn die hiesigen Ställe haben nur selten Fenster, höchstens ein einziges, und dieses nur von der Größe der Scheibe einer Stallaterne. Regelmäßig braucht man im Winter eine Leuchte, im Sommer läßt man das Licht zur äussern Stallthüre ein. In solchen finstern Gefängnissen müßte

---

*) Man braucht einen solchen Kachelofen, wie sie wenigstens hier zu Land noch in jeder Bauernstube stehen, nur einmal gesehen und seine Construktion untersucht zu haben, um zu begreifen, wie schnell die Holzpreise eine bedeutende Erniedrigung erleben würden, wenn an ihrer Statt zweckmäßigere Heizungsapparate eingeführt würden. In diesem Augenblick geht wenigstens ein Dritttheil der Wärme in den beßten, vielleicht mehr als drei Fünftel in den schlechteren Oefen der Landleute unbenutzt verloren. Eben so viel könnte Holz erspart werden. Aber für den Oekonomen langt man nicht aus, wenn man sagt, „mach's dem Städter nach!": denn weder so theuer darf der Ofen in der Bauernstube zu stehen kommen, noch für bloße Stubenerheizung eingerichtet sein. Alles Koch=, Sied=, Brüh= und Spülwasser muß dem Landwirth ein und derselbe Ofen schaffen, und er kann es, wenn der Künstler nur die Aufgabe löst, daß keine, und auch durchaus keine Wärme verloren gehe. Ich habe einen solchen Heerd für schweres Geld bauen lassen, aber er ist theils viel zu theuer, theils lange noch nicht zweckmäßig genug. Hier sollten hohe Preise für denkende Künstler ausgesetzt werden!

das kräftigste Vieh verbutten, auch wenn andere Umstände das Uebel nicht noch schlimmer machten. Doch endlich ist jene Thüre geöffnet, und da es nicht Winter ist, so können wir das Vieh des Bauers Stück für Stück mustern. Warum nicht im Winter? Du siehst, wir können nicht einmal jetzt ohne einige Kreuz- und Quersprünge, die du aber nicht zu hoch machen mußt, sonst streift dein Hut gleich Dutzende von zehnjährigen und noch älteren Spinngeweben ab, über die mächtigen Düngerhaufen zu den einzelnen Ochsen und Kühen kommen, wo doch alle Wochen ein, auch zwei Male ausgemistet wird, wie würde es uns im Winter ergehen, während dessen, zumal bei herrschender Kälte, der Dünger gleich Monate lang liegen bleibt, damit er in den kalten, durch Aufschichten von Waldstreu an den äußeren Wänden, Thüren und Zuglöchern oder Fenstern, wo solche sind, nur spärlich geschützten Ställen das vor Frost zitternde Vieh wärme. Wie sollte der Bauer daran denken, daß trotz aller Streu die ewige Nässe unter dem Leib bei'm Liegen, und der zwei, drei Schuh tiefe Koth bei'm Stehen, in Verbindung mit der bei Ermangelung aller frischen Luft immer schädlicher werdenden Ausdünstung, dem Vieh außerordentlich nachtheilig werden müsse? *) Sieh' nur

*) Als ich in die hiesige Gegend kam, empörte mich fast die übermenschliche Unreinlichkeit in den Ställen. Aber Knechte, wie Mägde behaupteten, dies könne durchaus nicht anders sein. So arg, wie in den Bauerhöfen ließ ich's freilich nicht werden. Dennoch konnte ich, zumal im Winter, bald dieses, bald jenes Paar Ochsen nicht brauchen, weil sie hufkrank waren. Wie ich jetzt eingerichtet bin, werde ich später zeigen, hier nur noch die Bemerkung, daß es leider nicht nur in hiesiger Gegend so aussieht. Im Augustheft des J. 1836 lesen wir im Centralblatt p. 508 unter der Ueberschrift: „Schädlichkeit der dumpfen Ställe" Folgendes. — „Es ist die Erfahrung gemacht, daß der Mangel an frischer Luft in den Ställen häufig als Ursache des Milzbrandes zu betrachten war, und daß in denjenigen Ställen, wo in den Seitenwänden ein Jahr vorher bei vorkommenden Fällen von Milzbrand nach Anleitung des Kreisthierarztes Luftlöcher angebracht waren, im folgenden Jahre, als dieselbe Krankheit herrschte, keine Krankheitsfälle vorkamen. Auch fand der Thierarzt, daß gerade diejenigen Thiere von der Krankheit hingerafft worden waren, die am weitesten von dem Eingange in den Stall entfernt, oder in einer dumpfen Ecke gestanden hatten, wohin

hin, wie abgeschunden, wie krindig diese verkümmerten Thiere am Hals, am Unterleib und besonders an den hintern Oberschenkeln aussehen. *) Statt der jetzt nackten Haut sind diese Theile im Winter mit einer wohl halbzölligen Kruste von mit Haaren durchwachsenem Koth überzogen, der die Haut schon allein auffressen müßte, auch wenn sich unter demselben nicht das Ungeziefer auf das bequemste und sicherste einzunisten pflegte.**)

So sieht es mit den seltensten Ausnahmen in allen Ställen aus, und doch spricht man von Viehzucht und von Viehstand,

---

keine frische Luft dringen konnte. Dieses mag den Landwirthen zur Warnung dienen, durch gesunde Luft in den Stallungen das Uebel von sich ferne zu halten." — Leider läßt sich aber der gewöhnliche Bauer nichts zur Warnung dienen, selbst nicht, wenn man ihn daran erinnert, daß er als bayerischer Bauer wegen Ermanglung einer Viehversicherungsanstalt doppelt unglücklich durch jede Seuche werden müßte. Aber die einzelnen Klügeren beloben und unterstützen, die Alttrotzigen nöthigen, das könnte gut thun! Auch muß ich hier auf einen in unserer Zeit fast unglaublichen Unfug aufmerksam machen. Erliegt nämlich einem Bauer endlich das Vieh unter den Einflüssen solcher Löcher, die man Ställe nennt, dann nimmt er, zumal, wenn mehre Stücke zugleich erkranken, seine Zuflucht — ich nehme natürlich gar manchen Vernünftigeren aus — nicht zum Thierarzt, denn was könnte der auch gegen Hexen und die eingefahrenen Teufel ausrichten, sondern zu irgend einem Banner, der den Zauber lösen muß. Ist kein solcher vorhanden, — sie werden in Folge der polizeilichen Strenge immer seltener, — dann muß der Pfarrer helfen, mit Weihwasser und Zaubersprüchen, mit Drudeneiern und Hexenzetteln, und dies Alles mit oder gegen seinen Willen; denn der Bauer kennt und glaubt keine andere Hilfe, und würde selbst dem Diener der heiligen Religion fluchen, wollte er ihm dieselbe nicht gewähren.

*) Kommt nämlich das Frühjahr, dann fährt Herr, Frau, Knecht, Magd mit einer eisernen Striegel ganz unbarmherzig so lange auf den schmutzigen Stellen hin und her, bis Koth, Haare und wohl selbst die Oberhaut herunter gerissen sind. Es giebt nicht leicht etwas Abscheulicheres!

**) Wenn die Tage anfangen, wärmer zu werden, kannst du regelmäßig um Mittag die äußeren Stallthüren von den fleißigeren Bauern öffnen, und sie das Ungeziefer vom Hals u. s. w. ihrer Rinder ablesen sehen.

von Emporhebung der Viehzucht, von Verbesserung des Viehstandes! *) Frage den Bauer nicht, warum er solchen Zustand dulde, wie er sein Vieh, von dem er lebt, so mißhandeln **) könne, um seiner willen darf das schönste Stück unter den Kothschuppen, die es zum Panzerthier machen, erliegen, wenn es nur seine letzte Kraft dem unmenschlichen Herrn im Ziehen oder Milchgeben spendet.

Flüchten wir aus diesen Löchern, aus diesen schmutzigen Cloaken, die so leicht in reinliche Ställe umgewandelt werden könnten, scheute sich der hiesige Bauer nicht vor der kleinsten Ausgabe zu seinem wahren Nutzen mehr, wie vor der Hölle, während er die größte Summe fröhlich und wohlgemuth verlumpt oder verstreitet; — gehen wir in's Hausgärtchen, uns zu erholen, ja, gestehen wir es nur, auch unsern Groll über solches Unwesen auszuschütten. Wir müssen da vor der Scheuer vorbei, die gewiß nicht in jedem Bauernhof wird gesperrt werden können; denn bei nur zu vielen hängt ein, auch wohl beide Thorflügel außer den Angeln: — ***) dann an dem Backofen, den ich lieber nicht gesehen hätte, weil ich mich über Alles ärgere, was der immer zunehmenden Verarmung unseres Landvolks so großen Vorschub leistet, wie diese Holzfresser. †) Ach, mein Freund, vorgesehen, man kann da nie

*) Als ob nicht Grundbedingung alles Gedeihens fast der sämmtlichen lebenden Wesen, neben ihrer angemessenen Nahrung, im Genuß des Lichtes, der Luft, und, wenn von Hausthieren die Rede ist, einer sorgfältig beachteten Reinlichkeit bestände. Ich werde natürlich am passenderen Orte mich mehr über diesen Punkt aussprechen, hier genüge die Bemerkung, daß am deutlichsten das Vieh selbst uns auf die Reinlichkeit, als auf eines seiner größten Bedürfnisse aufmerksam macht. In Gegenden nämlich, wo man die Heerden Jahr aus Jahr ein im Freien läßt, wird man sich nach so elenden Schuppen- und Panzerthieren umsonst umsehen!

**) Fast möchte ich glauben, in Ländern, wo die Mißhandlung des Vieh's gesetzlich verboten ist, sollte ähnliche Barbarei, die sich obendrein an den Thätern in ihren Folgen am gewissesten rächet, nicht vorfallen können.

***) Wozu auch Scheuern von vorn sperren, in die man von hinten nicht selten durch alle Wände einsteigen kann, weil die Bretter entweder die Nägel verloren oder ganz fortgetragen worden sind.

†) Die Feuersgefahr zu verringern, ist in vielen Ländern die Verordnung getroffen, daß jeder Bauer seinen Backofen außerhalb

genug Acht haben, denn in unsern Bauernhöfen findet sich selten ein Abtritt, *) jeder sucht sich nach Gefallen sein Plätzchen hinter der Scheuer, dem Backofen, dem Bienenhaus! **) Aber hättest du wohl diesen Platz da, wo ein paar Dutzend wild aufgeschossener Obstbäume einander erdrücken, wo Unkraut über Unkraut, höchstens ein schlechter Stachelbeerstrauch, aber weder ein ordentliches Beet, noch darauf etwa Sallat, oder eine Zwiebel, oder Gemüse, oder jenes Leibessen des bayerischen Bauers, der edle Sommer- und Winterrettig zu sehen ist, hättest du diesen Platz wohl für einen Garten, und obendrein für den Garten eines Landmannes in der unmittelbaren Nähe Bambergs gehalten? ***) Sicher nicht. Aber du mußt

---

des Dorfes errichten muß. So sieht man oft vom kleinen Dorf ein noch kleineres Vordorf, wenn ich mich so ausdrücken darf. Noch zweckmäßiger würde die Errichtung von Gemeindebacköfen sein, deren Heizung bei weitem weniger Holz kosten, und die so mit zur Herabdrückung der jetzigen Preise außerordentlich beitragen würden. Zwei Backöfen würden für das größte Dorf hinreichen. Wie eine solche Maßregel ausführen? Ich werde darauf zurückkommen.

*) Menschenkoth, menschlichen Urin, Spühl-, Seifen- und Waschwasser als Düngungsstoffe zu benutzen, ist hier in Wahrheit noch keinem Bauer eingefallen, es müßte denn unmittelbar an seinen Abtritt, wenn er einen solchen hat, ein Stückchen Wiese anstoßen. Welche Faulheit, welche Dummheit!

**) Bienenhäuser sieht man so ziemlich viele, doch stehen seit dem harten Winter 1829/30 die bei weitem meisten leer. Um das Wiederanfüllen sah ich noch wenige Bauern sich ernstlich kümmern.

***) Mit Recht darf man wohl annehmen, daß alle Städte mehr oder weniger Einfluß auf die sie umgebenden Dörfer üben. Von Bamberg allein unter allen mir so bekannten Städten getraue ich mir dies nicht zu behaupten. Dieser alte Bischofssitz zeichnet sich bekanntlich außerordentlich durch seine weit gediehene Feldgärtnerei aus. Wer sollte meinen, daß die Bauern rings um die Stadt seit Jahrhunderten wöchentlich und täglich haben ein- und ausgehen können, ohne neben dem Erlös ihres Getreides etwas anderes, als Räusche und wieder Räusche mit nach Haus zu bringen? Da weiß nicht Einer unter Hunderten einen Baum zu veredeln, ein Gemüse zu ziehen, einen Garten rein zu halten, eine Blume zu pflegen. Welche ganz andere Beispiele aus andern Ländern und Gegenden wollte ich da aufstellen! Der

wissen, daß der gewöhnliche Bauer gar nicht daran denkt, hier zu Land sich einen Rettig oder dergleichen selbst zu bauen, es giebt schon einzelne im Dorfe, aus deren Gärten er dies, und Kümmerlinge, und was weiß ich Alles, ohne Geld und Mühe holen kann.

§. 10.

Ob nach Allem dem, was ich bisher gesagt habe, noch ein Zweifel darüber herrschen könne, daß der Zustand, in welchem sich die gesammte Landwirthschaft dahier befindet, **ein höchst trauriger**, und eben so auch die Lage der Landwirthe selbst durchschnittlich die allerbeklagenswertheste sein müsse, lasse ich dahin gestellt sein. Es ist eben so leicht, Alles zu loben, als wie, Alles zu tadeln. *) Aber wer irgend einen Schaden

---

Nachbarschaft halber nur Eines, das der Bauern um **Nürnberg**. Dort die höchste Reinlichkeit, hier der größte Schmutz in Bayern; dort der angestrengteste Fleiß, hier die schlaraffenartigste Faulheit; dort dafür auf dem schlechtesten Boden die höchste Cultur in Feld-, Obst-, Gemüse- und Blumenbau, so daß die ganze Gegend einer einzigen Musterwirthschaft gleicht, hier auf dem besten Boden die alltäglichste Frucht, so daß man es schon aus dieser erkennen kann, unter dem Fluch welcher Sünden jener seufzet; dort Ordnung und Wohlhabenheit, hier — —. Genug solcher Vergleichungen, die alle zum Nachtheil eines Gaues ausfallen müssen, dessen Bewohner lange die Thorheit werden zu büßen haben, daß sie so ziemlich ein Jahrhundert an sich konnten vorüber gehen lassen, ohne von den Lehren etwas anzunehmen, welche dasselbe für jedermann, besonders aber für den denkenden Landwirth mit sich gebracht hat. Werden sie ferner stehen bleiben wollen?

*) Einen merkwürdigen Beweis von der Wahrheit dieses und der folgenden Sätze bietet uns ein Aufsatz in Nr. 9 des Jahrganges XXI. des landw. Vereins mit der Aufschrift: „**Ueber den landwirthschaftlichen Zustand im Isarkreise.**" — „Das wohlerwogene (?) Gutachten des **Landrathes** im Isarkreise, so lesen wir daselbst, über den dermaligen Zustand der Landwirthschaft hat eine wohlverdiente Beleuchtung in Nr. 154 des Landboten erhalten, und man muß bei Zusammenstellung des Gutachtens mit den übrigen Aeußerungen des Landrathes, welche im genannten Landboten unter Nr. 3, 4 – 9 näher bezeichnet

entdeckt und denselben heben will, der darf, so weit der Schaden reicht, das Messer nicht schonen. Daß ich häufig einzelner Ausnahmen gedacht habe, diene zum Beweis, daß ich gelegentlich solcher Marches hätte loben können. Hätte ich es gethan, würde ich mir vorgekommen sein wie ein Arzt, der einen an allgemeiner Körperlähmung leidenden Kranken mit der Bemerkung zu beruhigen versuchen wollte, daß doch die Ohrläppchen und ein paar Fingerspitzen sich noch einer ziemlichen Gesundheit

---

sind, unwillkührlich mit Horaz ausrufen: Nil fuit unquam sic impar sibi! Welch bitteres Gefühl wird nicht Jeden ergreifen, der die wahren (traurigen) Verhältnisse unserer Landwirthschaft kennt, wenn er sieht, wie ein Institut, das berufen ist, das Organ der Bedürfnisse des Kreises zu sein, sich bemüht, mit süßen Worten das Elend zu beschönigen, und den Druck, unter dem der Landmann seufzet, durch unsichere Hoffnungen für die Zukunft zu umhüllen. Wahrheit, und zwar ungeschmückte Wahrheit soll zu den Ohren der Regierenden dringen, und da diese auch nur Menschen und nicht allwissend sind, so wurden Institute, wie die des Landraths durch die Staatsregierung begründet, um zu prüfen, was Noth thue und zweckmäßige Anträge um Abhülfe zu machen. Es ist unwahr, daß die Landwirthschaft ein befriedigendes Bild darbiete, unwahr, daß keine Armuth bei dem Landmanne sichtbar sei, — man gehe hin auf das Land, und überzeuge sich, wie die Bauern ihre häuslichen Verhältnisse bestreiten, wie sie ihre Abgaben zahlen, und dann wird man einen richtigen Begriff von dem beklagenswerthen Zustande des Landmannes erhalten; ja, würden die Verfasser des wohlerwogenen Gutachtens nur ein Jahr die Stelle unserer Landleute einnehmen müssen, von denen sie so ein befriedigendes Bild entwarfen, sie würden dann aus einem andern Tone sprechen." u. s. w. u. s. w. Lauter Worte, die jeder, welcher die hinlängliche Erfahrung hat, unbedingt unterschreiben wird. Darum fügt auch unser ehrlicher Irlbeck (I, p. 8) zu: „Ja, in solch schlimmen, drückenden Verhältnissen des Jammers und der Noth steht der kleine, mittelmäßige und große Bauer. Es fehlte auch nicht an Vorschlägen, demselben abzuhelfen, unter allerhand Gestaltungen, Namen und Formen wollte man ihm Geld verschaffen, welches Alles, wenn es auch in Ausführung gekommen wäre, wiewohl das Meiste nur frommer Wunsch blieb, nicht von Grund aus hilft und helfen wird, wenn man das Uebel nicht bei der Wurzel angreift." So Irlbeck im Winter 1833. Wie würde er nach den zwei jüngsten Mißjahren schreiben.

erfreueten. Besser wird derselbe thun, wenn er den Veranlassungen zur Lähmung auf den Grund zu kommen, sie zu heben, und dadurch dem Kranken seine Gesundheit zurückzugeben sucht. Indem ich mir vornahm, mit aller Offenheit die Uebel zu bezeichnen, an welcher die Landwirthschaft dahier leidet, legte ich selbst mir auch die Pflicht auf, die Mittel anzugeben, durch welche jene bekämpft und gehoben, somit dem Landwirth selbst die Möglichkeit gegeben werden könne, aus seiner gegenwärtigen Lage sich herauszureißen, und einer besseren Zukunft entgegen zu gehen. Versuchen wir es.

Fünftes Kapitel.

Wie ist dem abzuhelfen?

§. 1.

Ich begreife die Schwierigkeit der Aufgabe, die Mittel anzugeben, welche ich für die geeignetsten halte, um solchem Verfall des Ackerbau's kräftig vorzubeugen, recht wohl, ja ich weiß, daß diese Aufgabe eine doppelt schwierige schon darum ist, weil sich gegen nichts in der Welt leichter und lieber Mißtrauen zu zeigen pflegt, als gegen Rath und Ermahnung im Gebiet der Oekonomie. Dies hat meines Erachtens einen doppelten Grund. Einmal wird selbst mit dem besten Wissen und Wollen sehr oft falsch gerathen und ermahnt, und dann kann nicht in Abrede gestellt werden, daß auch Unverstand und Böswilligkeit oft das Gewand des Rathgebers und Ermahners annehmen. Wie verschieden der Boden, — und dieser wechselt oft im kleinsten Acker sechs, acht Mal, — wie verschieden die klimatischen Verhältnisse, — und wer kennt deren Einfluß auf die gesammten Früchte nicht, — so verschieden sind die Maßregeln, welche vom Oekonomen ergriffen werden müssen, um seine Culturen zweckmäßig vornehmen zu können. Allerdings fehlt es weder in der deutschen, noch in der ausländischen Literatur an Werken, welche dieses Gebiet menschlichen Forschens erschöpfend behandeln; aber für den gewöhnlichen Landwirth würden dieselben, auch wenn sie nicht zu theuer wären, schon darum nicht geschrieben sein, weil er nicht im Stande ist, das ihm theoretisch Vorliegende praktisch anzuwenden. Sieht er sich dann nach Schriften um, deren Titel ihn

auf wenigen Bogen alles zu lehren verspricht, was er sich, um ohne viele Mühe und lange Ausdauer reich zu werden, nur immer wünschen kann, da stehen ihm ganze Fuhren zu Gebote; aber je mehr er kauft und liest, desto öfter wird er sich getäuscht und zu einem um so größeren Widerwillen gegen alle landwirthschaftliche Lektüre angeregt fühlen, je mehre der ihm aufgestoßenen Afterweisheitslehren er praktisch zu erproben versucht hat. Wen kann es befremden, wenn er den deutschen Bauer aus solchen Gründen allem Lesen und Lernen feind werden sieht? *) Dazu kommt jene, fast alle Zeitungsblätter

*) Nicht mit Unrecht rügt der Referent im Central-Comité über das ihm zur Beurtheilung vorliegende, von mir schon so oft rühmend erwähnte Werk Irlbeck's, daß der Verfasser sich zu geringschätzend über die vor ihm veröffentlichten Schriften gelehrter Oekonomen ausspreche, doch muß ich auch hier wieder gestehen, daß dieser wackere Landmann den Nagel immer auf den Kopf zu treffen weiß. Wir lesen pag. IX in dem dessen Werk vorgedruckten Begleitungsschreiben an den Central-Comité unter Anderm Folgendes; „Schon unsere Väter wußten sich die Stallfütterung zu loben, wo es an Futter und Streu nicht fehlte; und wir wären sicher schon viel weiter auf der Bahn der Cultur vorwärts geschritten, wenn man uns nicht von allen Seiten durch verkehrte Ansichten und üble Berechnungen gelähmt hätte. Ich sage hier nicht zu viel. Sind uns denn Bücher selten, deren Verfasser die Grundrente in wenigen Jahren auf doppelten, drei- und vierfachen Werth zu bringen versprachen?! Benützen wir diese Geheimnisse: der Staat wird um mehrere tausendmal tausend Millionen gewinnen, und diese Tausendkünstler sind nicht eines fürstlichen, sie sind eines königlichen Auskommens werth!! Sie bedürfen aber auch nicht selten desselben am ersten! Wir sehen, so weit ist es schon gekommen, immer solche große Gelehrte, und mitunter die berühmtesten Männer, denen Kaiser und Könige Auszeichnungen und Belobungen spendeten, nach ihrer Verarmung und Vergantung ihrer Güter wie Waaren- und Musterreiter Länder durchziehen, auf den Dörfern herumschwärmen, um, Marktschreiern und Quacksalbern nicht unähnlich, hausirend ihre Geistesprodukte, zu verkaufen oder Bestellungen auf Subscription, lieber auf Pränumeration, aufzusuchen, ja jedes Mittel angreifen, um groß zu thun — leben zu können!! Mitleidig sieht der Bauer diese großen Pilger, die sich nur aus allgemeiner Menschenliebe der besseren Landwirthschaft opferten, um den Bauer reich und wohlhabend zu machen!! Und

mit ihren Anpreisungen und Lockungen anfüllende Gaunerbande, welche gegen freie Einsendung zweier Gulden, eines Dukatens, vier Thaler, eines Louisd'or's u. s. w. die sichere Rückfracht gedruckter oder geschriebener Geheimnisse verspricht, durch deren Besitz der Oekonom ohnstreitig so glücklich wird, Sandboden in Wiesengrund, Oedungen in herrliche Waizenfelder, Krüppelhölzer in Obstwälder zu verwandeln, und dies Alles nicht nur mit stets glücklichem Erfolg, sondern auch in der kürzesten Zeit, ja fast immer über Tag und Nacht, jener zahllosen anderen Vortheile gar nicht zu gedenken, als Wanzen, Mäuse und sonstiges Ungeziefer zu vertreiben, Korn, Kartoffeln und andere Früchte selbst noch auf den Böden und in den Kellern wachsen zu lassen, sich selbst Zucker, Kaffee, Tabak, Essig, Bier und wer weiß was sonst Alles noch zu bereiten. Fürwahr ich müßte selbst bedeutend weniger getäuscht und geprellt worden sein, wollte ich es dem ungebildeten Landmann verargen können, wenn er gar nichts, dem gebildeteren, wenn er nur mit Mißtrauen liest. *) Diese meine Erfahrung hat mir

---

auf diese großen Musterwirthschaften, die noch meistens alle Vortheile des Lebens: als guten Boden, Brauhäuser, Zehnten u. dgl. hatten, wird der Bauer hingewiesen!! Der wohlhabende und große Bauer mußte vorerst arm und klein werden; dann sollte er seinen mageren Grund, wo kaum Haidekraut und einzelne dürre Grashalme schmächtig wachsen, in reiche Getreide- und Kleefelder umschaffen, prächtige Häuser bauen, und herrlich leben!"

*) Einzelnen könnte man es allenfalls noch verzeihen, wenn sie sich solche Prellereien erlauben, wenigstens würde man sich nicht so sehr versucht fühlen, gegen ihr Treiben zu eifern; denn welches Land wäre wohl im Stande, sich aller Betrüger zu entledigen. Aber wenn Anstalten, die alle mehr oder weniger öffentlich privilegirt sind, und dadurch das Gepräge einer gewissen Auctorität an sich tragen, alsda sind Kommissionsbüreau's, Geschäfts-, Industrie-, Merkantil- und andere ähnliche Vereine, sich nicht scheuen, eben unter dem Deckmantel falchen Ansehens dem frechsten Unfug der Art Vorschub zu leisten, dann ist dem Betrogenen gewiß auch die lauteste Klage gestattet. Ich will der Kürze halber von den vielen mir selbst gespielten Streichen nur zwei anführen. Vor einigen Jahren empfahl das Erlanger Intelligenzblatt eine Schrift unter dem Titel: — — „Höchstnützliche Erfindung für Gutsbesitzer, Ackerbürger, Landbebauer, sowie überhaupt für jeden Landwirthschaft

denn auch die Gründe zur Hand gegeben, aus denen ich gerade so und nicht anders schreibe. Zuerst habe ich Alles, was ich hier gesehen und gefunden, offen und möglichst genau bezeichnet,

---

treibenden Geschäftsmann. Enthaltend: 1) Ausführliche praktische Belehrung zur Anlegung neuen Ackerlandes auf wüsten Sandstellen und vollkommenen Verbesserung aller unergiebigen Fruchtfelder. 2) Ausführliche praktische Belehrung zur Anlegung neuer Wiesen auf wüsten Sandstellen und vollkommenen Verbesserung der schlechten Wiesen. (Nebst feingezeichneter Abbildung.) 3) Wie man sich in allen Ländern und Gegenden auf eine sehr leichte Art, mit wenigen Kosten, ein Düngungsmittel zu Feldern, Wiesen und Gärten für jeden Boden verschaffen kann. 4) Untrügliches Mittel gegen Futtermangel in trockenen Jahren. 5) Ausführliche Beschreibung einer Pflugmaschine, wie man den Acker, ohne alle Beihilfe des Zugviehes, auf die geschwindeste und beste Art bestellen kann. (Nebst feingezeichneter Abbildung.) 6) Beschreibung einer wohlfeilen, einfachen und wirksamen Dreschmaschine. (Nebst feingezeichneter Abbildung.) Herausgegeben von einem deutschen Gutsbesitzer." — — — Der deutsche Gutsbesitzer ohne Namen am Ende eines Titels, der Dinge verspricht, für deren Erfinder im Fall der Wirklichkeit der Titel eines Friedensmarschalls leicht noch zu wenig lohnend gewesen sein würde, wollte freilich Verdacht erregen, aber der Preis eines Dukatens und die Garantie einer sonst nicht verrufenen Anstalt in Hamburg waren zu lockend. Ich lasse also das Werk kommen, zahle noch einige Gulden Nachnahme auf der Post, und habe dasselbe endlich in meinen Händen, die sogleich fühlen, daß es kaum mehr enthalten könne, als den Titel selbst, daß es wenigstens leichter sei, als meine sieben Gulden. Also in der That. Unter dem Couvert derselbe lange Titel, nur mit dem ominösen Zusatz — Straßburg, 1827. —, und dann auf sieben löschpapiernen Blättern über die versprochenen sechs Punkte das erbärmlichste Gewäsch, welches man sich nur denken kann, mit einem Wort, eine infame Prellerei.

Nicht lange darauf preist eine Anzeige im Korrespondenten von und für Deutschland das Geheimniß eines gewissen L. Hofmann in Heidelberg an, ebenfalls unter eine gewisse Garantie

jetzt will ich darthun, theils wie ich selbst, so weit ich es vermocht, dem vielfachen Uebel abzuhelfen gesucht, theils wie von Andern dasselbe geschehen könne und müsse. Denn nur das gegebene Beispiel kann den Bauer Besseres lehren, nur wenn er sieht, zu welchem Erfolg gewisse Bemühungen und Anstrengungen führen, rührt er sich selbst, nur wenn er sich's selbst nicht mehr läugnen kann, daß geregelter Fleiß seine zuverläßigen Früchte tragen, träges Nichtsthun dagegen zum sicheren Untergang führen müsse, greift er kräftig mit zu, und überläßt es nicht bloß Andern, für sein Bestehen zu sorgen.

Die in den vorausgehenden Skizzen beobachtete Reihenfolge werde ich auch jetzt, wo nur immer möglich, beizubehalten suchen, und daher zuerst von der Verbesserung des Grund und Bodens, dann von der Veredlung und Vermehrung unseres Viehstandes, darauf von der zweckmäßigeren Stellung der Dienstleute zu den Herrschaften und umgekehrt, sprechen.

§. 2.

Ich habe oben — (Kap. I, §. 2.) — zwei Grundursachen der jetzt stattfindenden Devastation unserer Gemeinde-

---

gestellt, unter die des öffentlichen Geschäfts- und Kommissionsbüreau's in Frankfurt a. M., aber ich durfte die anderthalb schnitzerhaft geschriebenen Seiten des Herrn Geheimnißinhabers nur lesen, um mich zu überzeugen, daß ich schon wieder um 3 fl. 13 kr. betrogen worden sei. Mit mir gar mancher Andere!

Da eben alle Zeitungen von Anzeigen über die größte Erfindung unserer Zeit voll sind, so würde ich unrecht thun, wollte ich nicht mehr geben, als ich versprochen, das heißt, nicht auch noch des „Dampfmistes" gedenken, oder vielmehr des „Großen Nutzens aus dem Mist-Dampf, oder: Anleitung, jede Jauchert Acker — — — und sofort allen rohen Boden durch einige Arbeitstage in Gartenerde umzuwandeln. Von J. J. Waibel, u. s. w., eines Schriftchens, das auf dem Titel schon mit dem Schild der 4. Auflage prangt, zu St. Gallen, 1837, gedruckt worden ist, und vor den übrigen Produkten der Art wenigstens einen Vorzug hat, den, daß es nur 18 kr. kostet. Sonst wird Niemand in demselben weder etwas Neues finden, noch etwas Altes belehrend aufgefrischt.

und Privatwaldungen angegeben, nämlich die Mangelhaftigkeit der Beaufsichtigung seitens des Staates, und die völlige Schutzlosigkeit seitens der Besitzer. Von der ersteren wird jetzt viel gesprochen, fast alle öffentliche Blätter öffnen ihre Spalten den Diskussionen über dieselbe. Zu welchem Ende? Eine strenge Beaufsichtigung wäre vonnöthen gewesen in Zeiten, wo diese Waldungen noch nicht abgetrieben, wo sie noch in gutem Zustande gewesen sind. Damals hielt man sie wohl aus dem sehr begreiflichen Grunde nicht für so nöthig, weil das Holz keinen besonderen Werth hatte, auch Niemand daran denken mochte, es könnten je andere Zeiten kommen, es könnte das Holz in einer Gegend verhältnißmäßig theuerer, als alles Andere, werden, wo man noch heute scheinbar vor lauter Wald die Bäume nicht sehen kann. Aber welche Beaufsichtigung wenigstens in unserer Gegend jetzt seitens des Staates über diese Oeden geführt werden soll, und zu welchem Nutzen, dies ist fürwahr schwer abzusehen. Doch ja, das königliche Forstpersonale soll den Gemeindegliedern und anderen Privaten bei der Wiederkultur belehrend und helfend an die Hand gehen, noch mehr, man will, daß die Betheiligten zur Annahme dieser Lehre und dieser Hilfe nöthigenfalls selbst gezwungen werden sollen. Beides scheint mir, weit entfernt, dem gewünschten Ziele zu, vielmehr davon ganz abzuführen.

Zwischen der Forstwirthschaft in den Staatswaldungen und zwischen der forstwirthschaftlichen Benutzung des Gemeinde- und Privatwaldbodens ist nämlich ein mächtiger Unterschied. Diesen kennen die Gemeinden wie die Einzelnen recht gut, und bedürfen der theoretischen Lehre und praktischen Anweisung des Forstpersonals eben so wenig, als wie seiner Hilfe. Ja die letztere, die derzeitige Mitbeaufsichtigung der nicht königlichen Waldungen durch das königliche Personale, darf unbedingt den Uebelständen zugezählt werden, unter welchen, wenigstens hier, der Grundeigenthümer seufzet. Wer mag es auch den für den niederen Forstschutz Angestellten verargen, wenn sie Diebe laufen lassen, die aus einem Bauernholz kommen? Sollen sie solche Subjekte in die königlichen Waldungen nöthigen? *) Das

*) „Verdammter H....“, heißt's, oder „verfluchter K..., kannst du dein Holz nicht wo anders suchen?“, wenn ein armer Teufel, außer am Holztag, mit einer Bürde dürren Zeugs aus königl.

wird stets so bleiben; denn den Herrenwald hegen und das Bauernholz schützen kann man nicht gleichzeitig, wird es wenigstens so lange nicht können, als, wie es jetzt allerdings der Fall ist, Holz mitunter nothwendig gestohlen werden muß.*)

Eben so unbegründet ist, wenigstens mit Bezug auf die hiesige Gegend, die oft gehörte Behauptung, daß weder Gemeinden noch Private die Wiederkultivirung ihrer devastirten Wälder ernstlich wünschten, und daß daraus die Nothwendigkeit hervorgehe, dieselben aus Staatswirthschaftsgrundsätzen den Anweisungen des königlichen Forstpersonals zu unterwerfen. Jeder würde gern seinen Waldboden wieder mit Holz, sei es Laub- oder Nadelholz, bewachsen sehen, und zur Erreichung dieses Zweckes kein Opfer scheuen, aber bei der Fortdauer des jetzigen Zustandes der Dinge bleibt ihm selbst jeder Versuch unmöglich. Ich selbst trage seit Jahren den Gedanken mit mir herum, einige Grundstücke, die ich nicht gehörig kultiviren kann, weil sie zu nahe an Staatshochwaldungen stoßen,**) mit

---

Hölzern kommt, in deren Nähe Privatwald ist, und dann — zum Straftag. Ertappt man aber einen Dieb in diesem mit dem größten Frevel, dann kommt er mit einem „Herrgott S........, laß' dich bald wieder erwischen!" durch, oder es heißt wohl gleich: — „nun das wenn du drüben (nämlich im königl. Wald) auf dem Karren gehabt hättest!"

*) Gewiß muß ich mich über diesen Ausdruck näher erklären. Es giebt sicher nicht einen Landmann, der, vorausgesetzt, daß er nicht selbst Waldbesitzer ist, nicht dann und wann plötzlich veranlaßt würde, entweder einen Baustamm, oder einen Leiterbaum, oder auch nur eine Deichsel, einige Hopfen-, Bohnenstangen u. dgl. zu kaufen, wiewohl er als ordentlicher Wirth auf Vorrath auch in diesen Dingen sieht. Vom Gehilfen bis zum Revierförster fragt er sich erst umsonst ab, und dann — nun er soll's probiren, in's Forstamt zu gehen. Genug, wenigstens hier zu Land kann er zum nothwendigsten Bedürfniß nicht durch Geld und gute Worte, oder überhaupt auf rechtlichem Wege, sondern nur dadurch kommen, daß er sich den unentbehrlichsten Gegenstand stiehlt oder durch seine Leute stehlen läßt. Gewiß eine Mitveranlassung, daß Niemand den Holzdiebstahl für entehrend hält!

**) An Staatswaldungen anzugrenzen, gewährt manche Vortheile, als gesicherte Markung, wenn dieselbe einmal festgestellt ist, seltenere Beeinträchtigungen anderer Art. Aber an Nachtheilen fehlt's

Birken und Pappeln zu bepflanzen; aber wen ich nur immer von Forstmännern und sachverständigen Grundeigenthümern darüber zu Rathe gezogen habe, der hat mich auch gewarnt, nicht Geld und Zeit zugleich umsonst aufzuwenden, *) da ich gewiß nicht im Stande sein würde, solche Anlagen mit allen meinen Leuten vor gewaltsamer Zerstörung zu schützen. **) Wie traurig ist dieser Zustand, wie dringend nöthig eine Abhilfe desselben! Freilich wer nie größere Birkenwälder gesehen, von den Vorzügen der Pappelpflanzung fast vor jeder andern sich nicht überzeugt, und überhaupt über den unermeßlichen Gewinn nicht nachgedacht hat, welcher für Gemeinden und Privaten aus der Anlage derselben auf dem jetzt jämmerlich verwahrlosten Boden hervorgehen müßte, der wird allerdings nicht recht begreifen, wie man von einem Unterschiede zwischen eigentlicher Forstwirthschaft und der Benutzung des Gemeinde- und Privatwaldbodens einen Unterschied machen könne. Aber wer zur nöthigen Einsicht in diese Dinge gekommen ist, der wird bei'm Anblick all der kahlen Berggipfel, der abgetriebenen Säume, der leeren Oeden nur eine Klage haben, die gerechte Klage über die völlige Schutzlosigkeit, in welcher sich, wenigstens in

---

auch nicht, als Ueberwachsung der Wege, Verdämpfung der Früchte durch Hochwald, Schaden durch Windbruch, die fallenden Dangeln, Laub, Aeste u. s. w.

*) Anderwärts ist dies, wie es scheint, nicht so arg wie hier, wenigstens an manchen Orten, wie z. B. aus einem sehr interessanten Aufsatz des Kreisforstinspektors, Hrn. Dr. Rettig's zu Speyer, hervorgeht, welcher im Centralblatt, Dezember 1836 p. 801—816 steht. Möchte es hier solche Beispiele geben! Vergl. dam. Mon. Mai 1836 p. 303—305.

**) Wo Bedarf und Noth zum Frevel führt, wie z. B. der Hunger gar manchen Korbflechter in die jungen Birkenwälder treiben mag, da wird man selbst bei den Beschädigten noch Mitleid und Nachsicht finden. Aber neben dem Elend steht, wenigstens hier, nur zu häufig die Bosheit. So hat ein Forstbeamter in der Nähe, der Jahre lang mit außerordentlicher Sorgfalt eine Maulbeerpflanzung gehegt und gepflegt, und auch die Freude erlebt hatte, viele Tausende schöner Stämmchen gerathen zu sehen, nur erst vor einigen Monaten es erleben müssen, daß eine ruchlose Hand oder auch die vereinigten Hände mehrer Bösewichte während einer einzigen Nacht die ganze Anlage so gut wie verwüsteten. Was dagegen thun?

unserer Gegend, Gemeinden und Private als Waldbodenbesitzer dermalen befinden. Man gebe uns nur erst Schutz für unser Eigenthum, so wird dann der glücklichste Erfolg sicher nicht ausbleiben.

So läge denn an den Gemeinden und den Privaten gar keine Schuld? Gewiß nicht ein der Sache Kundiger wird dies behaupten wollen. Ich selbst will der Kürze halber nur zwei Uebel wiederholt nennen, das Streurechnen und das Einzelhüten. Aber wo ist hier bei uns ein Bauer, der nicht beide vielmehr für seine höchsten Wohlthaten hält?*)

Man bemerke nur die seligen Gesichter einer ganzen Familie, wenn man sie Abends im Hof das kümmerliche Fuder trockener Dangelstreu abladen sieht, welches sie einen ganzen Tag lang auf eignem oder fremden Boden nicht zusammengerechnet, sondern mühsam zusammengekratzt hat; denn wenigstens in der hiesigen Gegend kann man lange in den Schlägen und Wäldern herumgehen, bis man ein Fleckchen antrifft, wo man einen etwa verlorenen Kreuzer nicht gleich zu finden vermöchte, so glatt und rein ist Alles. Da ist freilich an die Bildung

*) Nicht nur hier, auch anderwärts treiben diese guten Leute die Sache bis in's Weite, so daß man fast an eine Streuwuth glauben sollte. So lesen wir im Centralbl. Januar 1837 eine originelle Bemerkung, die ich, als von einem Vereinsmitgliede aus dem Obermainkreis (Hr. Revierförster Mannert zu Oberlenkenreuth) stammend, ohnmöglich unberührt lassen kann. „Des (Bauers) Aeußerungen, so heißt es das. p. 54, über diese vermeintliche Vorenthaltung (der Streu) würden, — so bitter und im hohen Grade unwillig sie gewöhnlich auch sind, — zuweilen wahrhaft komisch erscheinen, wenn die Sache selbst nicht so ernst wäre. So z. B. klagte mir ein junger Streuberechtigter vor einiger Zeit sehr wehmüthig, daß er keine Frau bekomme, wenn er nicht mehr Streu erhielte; denn seine Braut hätte seinen Streuvorrath eingesehen, wäre über dessen Unzulänglichkeit sehr aufgebracht, und habe ihm weinend erklärt, daß sie ihn nimmermehr heirathen würde, wenn er sich nicht mehr Streu verschaffen könne. Wenn aus dieser naiven Erklärung ersichtlich ist, welch' ein hoher Werth auf den Streubezug gelegt wird, so läßt sich überhaupt auf die großen Anforderungen schließen, welche in dieser Beziehung gemacht werden." u. s. w.

einer Dammerde nicht zu denken! *) Aber dieses Streurechnen findet doch hoffentlich nur in Hochwäldern statt? Da giebt's keinen Unterschied der Bestände, wenigstens hier bei uns nicht. Wo man Dangeln oder Laub sieht, da werden Rechen und Kratzen in Bewegung gesetzt, und dies so lange, bis der nackte Sand oder die harte Erde dem Wühlen und Zerren einen unbesiegbaren Widerstand bieten.**)

Was fehlt da noch zum völligen Ruin unserer Privatwälder, oder richtiger gesagt, was braucht man außer diesem für allen Waldboden so verderblichen Streurechnen noch weiter zu nennen, um an die traurige Wahrheit erinnert zu werden, daß derselbe nie wieder mit schönen Beständen wird bestellt werden können, als — das leidige Einzelhüten? Ohne Uebertreibung darf man sagen, daß es, wenigstens hier zu Land, kaum eine Stunde des Tags oder der Nacht giebt, wo Gemeinden, oder noch mehr Private, sicher wären, daß nicht Vieh in ihrem Eigenthum zur Weide herumgeführt werde. So wie nur der Tag graut, kannst du auch schon das Knallen der hütenden Bursche und das Jauchzen der Dirnen hören, und willst du anders Acht darauf haben, so wirst du dich leicht überzeugen, daß deine Ohren die widerlichen Töne noch in später Nacht vernehmen können.***) Schonungslos werden da

*) Wie ersprießlich eine solche für die Waldbestände sei, haben mich die Wälder Polens und Rußlands gelehrt, wie verderblich ihr Mangel wirke, zeigen unsere vielen Krüppelwaldungen. Gewiß, es ist nicht das kleinste Zeichen der Milde und Willfährigkeit unserer erleuchteten Regierung gegen alle nur immer erfüllbaren Wünsche und Bitten der Unterthanen, daß sie das schädliche, und am Ende doch so leicht zu beseitigende, Streurechnen noch immer in so großer Ausdehnung gestattet!

**) Wollte sich in solchen Schlägen und Wäldern ein armer Hase sein Lager wühlen, müßte er sich zuverläßig erst nach eisernen Sohlen umsehen. Desto leichteres Spiel machen diese Streurechner allerhand bösen Buben, besonders den Ochsenhirten, die auf solchem Boden jedes Nest und jedes Lager auf mehr denn 100 Schritte sehen, und dann gut ausnehmen und todtschlagen können, Frevel, die so schwer zu ahnen sind, obschon sie täglich und stündlich getrieben werden.

***) Einen merkwürdigen Beleg dafür, wie wenig hier vom gewöhnlichen Landwirth der Werth von Zeit und Menschenkraft geachtet und in Anschlag gebracht wird, giebt gewiß die Thatsache, daß

wie alle Nadelholzpflanzungen, so die sämmtlichen jungen Laubhölzer und Stockausschläge niedergetreten, und was das grasende Vieh etwa noch verschont, das wird zur gewissen Beute der Diebe, oder auch aus Bosheit von den Hütenden zerstört. *)

---

er den Sommer über immer zwei Menschen, gleichviel ob Sohn und Tochter, oder Knecht und Magd, für zwei gleich verderbliche oder doch überflüssige Dinge ernährt, für das Ochsenhüten und für das Gras holen, was auch, wie ich später darthun werde, hier ziemlich so viel, als Gras stehlen ist.

*) Wie wohl schon sehr oft und viel über das Schädliche des Einzelhütens nicht nur für die Forst- und Feldwirthschaft, sondern auch, und zwar in noch höherem Grade, für die Gesittung der Volksmasse, gesprochen und geschrieben worden ist, muß ich doch den Gegenstand hier noch einmal berühren. Möchte ich es nicht vergeblich thun, möchte ich durch meine Worte dazu beitragen, daß ein Uebelstand baldmöglichst beseitigt werde, — — sei es in Folge freiwilligen Entschlusses der Gemeinden und Einzelnen, sei es kraft strengerer Handhabung der deshalb schon vorhandenen Gesetze, — — dessen Einfluß auf den Wohlstand der Landleute hiesiger Gegend nicht unbedeutend, auf die Moralität der aufwachsenden Generation aber ganz unberechenbar ist. Ich will nicht undeutlich sein. Man will durch das Hüten der Ochsen, denn diesen gilt es hier vornehmlich, wenigstens einen Theil des für sie nöthigen Futters ersparen. Erreicht man diesen Zweck? Es ließen sich vielleicht Zweifel dagegen erheben, jedoch ich will es unbedingt zugeben. Aber werden die verschiedenen Nachtheile, welche mit dem Einzelhüten der Ochsen nothwendig verbunden sind, denn auch von dem eben zugestandenen Gewinn einiger Futterersparung aufgewogen? Welcher verständige und gewissenhafte Oekonom könnte diese Frage anders als mit dem bestimmtesten nein beantworten! Geht doch vor Allem dem, der seine Ochsen draußen rüm treiben läßt, der Dünger verloren. Will er ferner nicht selbst hüten, so muß er auf die Kraft seines Sohnes, der Tochter, oder eines Knechtes eben so lange verzichten, als die Ochsen außer dem Stall sind. Wirklich sieht man aber, wenigstens in der hiesigen Gegend, die kräftigsten Männer wahrscheinlich aus bloßem Hang zum Müßiggang halbe Tage lang mit einem oder zweien, höchstens drei, vier Ochsen auf den Feldrändern oder an den Waldsäumen herumziehen. Das heiße ich, Gott die kostbare Zeit stehlen! Solchen Schaden fügt jeder, der hütet oder hüten läßt, sich selbst zu; aber bei weitem größeren verursachen sich die Hütenden unter einander, und zwar bald

Wie könnte unter solchen Umständen an eine Wiederkultur unseres jetzt meistens so gut wie ganz öden Waldbodens gedacht werden? Sicher nicht. Aber ist denn dafür keine Abhilfe

---

mit, bald ohne eigenes Dazuthun. Meistens führen nämlich denn doch bloß Kinder beiderlei Geschlechts, oder höchstens sogenannte Knechtle und Mägdle, Burschen und Dirnen von 12—16—20 Jahren, die Ochsen zur Weide. Natürlich sucht Jedes Kameradschaft, wenn es anders keine Lust zum schlafen hat. So ist sich das Vieh gewöhnlich bald selbst überlassen, und bleibt es wohl Stunden lang. Wie es dann in den Schlägen zugeht, habe ich oben gezeigt, hier habe ich zuzufügen, daß der Schaden, welcher jährlich durch solch unbeaufsichtigtes Vieh in den hiesigen Fluren angerichtet wird, in's Unglaubliche steigt. Warum laufen keine Beschwerden darüber ein? Gewiß geschieht es, und wenn nicht häufiger und lauter, so mag dies wohl an den desfallsigen Grundsätzen der Bauern liegen, welche, wenn sie heute sich selbst in den schönsten Äckern Schaden angethan sehen, morgen ihre Ochsen dafür auf die Grundstücke des ersten besten Anderen treiben lassen. Daß es nicht nur in der hiesigen Gegend, sondern auch anderwärts so zugehe, könnte ich durch viele Citate aus den verschiedenen Heften des Centralblattes und anderen Schriften belegen. Es genüge ein Beispiel, welches uns Irlbeck (B. III. p. 76) erzählt. „Eine arme Immannswittwe übernahm gegen die Bedingniß, dem Bauer einige bestimmte Tage umsonst zu arbeiten, einen Theil Viehweide, bebaute ihn das erstemal mit Korn, und das zweitemal mit Erdäpfeln. Nachläßige Hütbuben von zwei Bauern weideten die Erdäpfel um Jakobi ab. Dem armen Weibe wollte die Beschädigung schwer fallen, sie hatte vorerst die Nutzung mit schwerer Arbeit abverdienen, hernach den Boden bearbeiten und bebauen müssen, der berechnete Arbeitsverdienst ist ihr jetzt durch liederliches Viehhüten zum Theil verloren. Der Schaden wurde auf 1 fl. 30 kr. geschätzt, wofür ihr aber zurückgestellte Erdäpfel lieber als Geld wären. Sie stellte bei'm königl. Landgericht Klage, wurde aber an die Gemeinde verwiesen. Sie ging zur Gemeindeverwaltung, und ließ die betheiligten zwei Bauern vorrufen, wovon aber nur Einer erschien, eine unnütze Zänkerei anfing und die Schuld auf die Hütbuben warf, die Hütbuben aber nachher einer auf den andern. Dem weiteren Streit ein Ende zu machen, wehrten sämmtliche Hütbuben ihr Vieh von den Erdäpfeln nicht mehr ab, mit der Aeußerung, daß sie ohnehin vergütet werden müßten. Nach der ersten Beschädigung hatte das arme Weib 1 fl. 30 kr., und jetzt nach vollem Verlust, — kaum im halben

denkbar? Ich glaube die Möglichkeit einer solchen mit wenigen Worten bezeichnen zu können. Einmal muß für die Waldbodenbesitzer die nöthige öffentliche Sicherheit hergestellt, das

Werth abgeschätzt, — 4 fl. 30 kr. Schaden, dessen Ersatz sie zuletzt an acht Bauern, die unter zwei verschiedene Gemeinden gehörten, zu fordern hatte. Jetzt hatte auf einmal der Streit auch schon ein Ende. Mit acht Bauern durfte das Weib um so mehr sich nicht mehr abwerfen, da man allgemein weiß, daß Entschädigungsklagen immer und immer auf Abstrich, Verkleinerung und Verminderung hinaus gestritten und verglichen, und verglichen und bestritten werden, bis es dahin kommt, daß der Beschädigte nach allen gerichtlichen und außergerichtlichen Kosten wenig oder gar nichts bekommt." Es giebt jedoch noch andere größere Nachtheile, als diese blos materiellen. Man preist mit Recht die Bildung unserer Geistlichen und Lehrer, selbst die etwaigen Gegner derselben können ohne offenbare Böswilligkeit es nicht in Abrede stellen, daß fast in den meisten Landgemeinden jetzt besser für Kirche und Schule gesorgt ist, als noch vor Jahrzehenten in manchen Städten. Aber was hilft alles Eifern des Pfarrers, alles Abmühen und Plagen des Lehrers, so lange die gesammte Jugend noch zum Einzelhüten angehalten wird. Fast systematisch zerfällt diese ochsenhütende Jugend in drei Klassen. Die erste füllen sechs- bis zehnjärige Kinder beiderlei Geschlechts, die in allen nur immer möglichen Schimpfreden eingeübt werden, tüchtig fluchen lernen, und nebenbei sich schon daran gewöhnen, Vogelnester und Wildlager aufzusuchen, Obst zu stehlen, Getreide abzukoppen u. s. w. In der zweiten findest du Knaben und Mädchen von zehn bis höchstens vierzehn Jahren. Hier wird das früher Erlernte wiederholt und zu noch größerer Fertigkeit gebracht, Feuer geschürt, lüderliche Lieder gelernt, die jugendliche Gesundheit durch das verderblichste aller Laster, dessen Namen ich nicht einmal in diesen Blättern nennen will, bei nicht wenigen schon auf immer zerstört. Von der dritten, als der Oberklasse dieser großen Lasterschule sollte ich billig schweigen dürfen, da ich von denen, die sie füllen, Burschen und Dirnen von 14 — 20 Jahren, wo möglich noch Schlimmeres sagen muß. Da giebt es keine Unverführte, keinen Schuldlosen; aber Kinder abtreiben, Diebstähle jeder Art in Wald und Feld verüben, Saufereien veranstalten, Schlingen stellen und mit Schießgewehren jagen, besonders karteln und wetten, das verstehen alle vortrefflich! Wissen denn dies die Alten nicht? Als ob sich die um die Moralität der Jungen bekümmern könnten, welche es vordem

heißt, sie müssen vor der unvergüteten Störung oder völligen Vernichtung ihrer mühsamen und kostbaren Waldkulturen unbedingt geschützt werden, und dann müssen sie, die Besitzer selbst, seien sie nun einzelne Private, oder ganze Gemeinden, vornherein auch das Ihrige thun, um solche Kulturen für sich selbst möglich zu machen, das heißt, sie müssen das bis jetzt übliche Streurechnen und Einzelhüten ohne Weiteres aufgeben. Das Erstere darf ich natürlich nur andeuten, da es einzig dem weisen Ermessen unserer Regierung überlassen bleiben muß, wie der Forstschutz überhaupt in erfolgreicherer Wirkung hergestellt, und wie er insbesondere auf Gemeinde- und Privatwaldungen ausgedehnt zu werden vermöge. *) Ob und wie aber Letzteres geschehen könne, werde ich sogleich darzuthun suchen.

§. 3.

Ich habe schon oben, Kapitel I, §. 3, womit zu vergleichen ist Kap. II, §. 4, gelegentlich der Schilderung des Zustandes, in welchem sich durchschnittlich die Felder der hiesigen Bauern befinden, auch angedeutet, worin ich die Hauptursache desselben suchen zu müssen glaube. **) Jedem unserer

---

eben so, oder doch nicht viel besser getrieben haben? Der ehrenvollen Ausnahmen giebt es freilich so manche, aber an ein Durchdringen dieser und an eine endliche, allgemeine Abhilfe dürfte ohne äußeren, kräftigen Impuls nicht leicht zu denken sein!

*) Der Verfasser des XVII. vaterländischen Briefs im Fränkischen Merkur, welcher mir in diesem Augenblicke in die Hände kommt vergl. Nr. 217 und 218, scheint dasselbe zu fühlen. Er sagt gegen das Ende: „Daß dann freilich — — schärfere Strafen gegen Holzfrevler verhängt werden könnten und müßten, daß die bisherige Entwendung des Holzes aus allen Waldungen als Diebstahl verpönt und gestraft werden müßte, wird man wohl einsehen. In welchem Maße die Strafen festzusetzen seien, überläßt man höherem Ermessen.“

**) Ich weiß recht gut, daß es noch viele andere, zum Theil höchst bedeutende Umstände giebt, welche dem rationelleren Ackerbau dahier hindernd entgegentreten. Man sehe z. B. nur die Ackergeräthe an. Man kennt zwar durchaus nichts, als Pflug und Egge in der ganzen Gegend, aber die Muster zu beiden dürften aus der Zeit Karls des Großen stammen, so altväterisch,

Landwirthe dahier fehlt es zur Bestellung seiner Aecker mehr oder weniger am Dünger, ja die meisten vermögen nicht einmal den allernothwendigsten herbeizuschaffen.*) Wie ist dies möglich, wirst du fragen, da man im schlimmsten Fall ja nur seine Zuflucht zu Ersatzmitteln, zu den sogenannten Düngersurrogaten nehmen darf?**) Nichts in der Welt kann leichter sein, als so zu fragen, ebenso, die überall jetzt übliche Behauptung zuzufügen,

---

unzweckmäßig und schwerfällig ist Alles. Eine Ackerkrume von sechs Zollen ist hier schon eine Seltenheit!

*) Was hätten da die Alten für eine Freude, welche sangen: „Wo nicht Mistus, da nicht Christus!"

**) Nicht in allen Gegenden kann man sich gleich leicht und bequem mit diesen Ersatzmitteln oder Surrogaten helfen, und zwar je weiter von größeren Städten und Flüssen entfernt, desto schwerer. Daß der gewöhnliche Bauer seine Zuflucht zu Hornspänen und Wollenlumpen nehmen solle, wie jüngst Jemand ganz erst verlangt hat, will ich ihm gar nicht zumuthen. Wo er aber Pottaschenauswurf haben kann, oder gar Knochenmehl, da soll und muß er zugreifen. Ich habe nichts unerprobt gelassen, aber in Folge örtlicher Ursachen immer mit unverhältnißmäßigen Kosten und ohne hinlänglichen Erfolg. Nur mit dem Knochenmehl ging's eine Zeit lang gut, weil sich ein benachbarter Müller mit dessen Bereitung abgab, was jetzt jedoch auch schon nicht mehr der Fall ist. Aber könnten hier unsere Landwirthe dessen auch noch so viel haben, sie würden es theils nicht kaufen mögen, theils nicht wissen, was damit anzufangen ist. Ich selbst habe folgendes Verfahren als sehr zweckmäßig erkannt. Einen Centner des mich auf zwei Gulden zu stehen kommenden Knochenmehls versetzte ich jedesmal, und zwar für die Düngung eines Morgens berechnet, mit zwei Centnern Asche, zehn Pfund gemahlenem Gips, zwanzig Pfund ungelöschtem, verflogenen Kalch, und einer angepaßten Quantität Taubendünger. Diese Stoffe ließ ich darauf mit Jauche anmachen und so lange gähren, etwa drei bis höchstens viermal vier und zwanzig Stunden, bis sich ein eigenthümlicher, wahrhaft pestilenzialischer Geruch entwickelt und die innere Hitze einen solchen Grad erreicht hatte, daß man wohl ein Ei in der Masse hätte hart sieden können. Den auf diese Weise gewonnenen Dünger ließ ich, wenn der zu besäende Acker hergerichtet war, dann immer dem Säenden unmittelbar voraus, wie gewöhnlich, sprengen, und wiederhole, daß ich mit dem Erfolg zufrieden sein durfte.

der Bauer mache nur Obstanlagen und baue edlere Früchte (Handelsgewächse), statt ewig nur Korn, Gerste, Hafer und höchstens etwas Weizen auszusäen; aber die Antwort ist schon schwerer, und noch weit schwieriger ist's, den gewöhnlichen Landmann von seinen angeerbten Gewohnheiten und Arbeiten abzubringen, und dagegen für Neuerungen zu gewinnen, von denen er, eben weil sie solche sind, immer eher Schlimmes als Gutes erwartet. *)

Um zu zeigen, was ich eigentlich will, werde ich am besten alle die Versuche der Reihe nach anführen, welche ich im Verlauf einer Reihe von Jahren gemacht habe, um mich

---

*) Gleichen sich doch überall diese guten Leutchen. So heißt's recht treffend Centralbl. Mon. Januar 1837 p. 57: „Es ist eine anerkannte Sache, daß der Landmann platterdings geschoben werden muß, wenn er etwas thun soll, was nur einigermaßen von seiner bisherigen Handlungsweise, namentlich in Bezug auf den Oekonomiebetrieb, abweicht. Dieses hat sich wieder neuerdings bewährt, als die Bewohner hiesiger Gegend — (Obermainkreis) — vor einigen Jahren durch einen königl. Regierungskommissair, — welcher zur genauen Erforschung der Streubedürfnisse sich von den landwirthschaftlichen Verhältnissen der Umgegend an Ort und Stelle selbst überzeugte, — dringend aufgefordert wurden, ihre vielen versumpften Wiesen mittelst Entwässerungsgräben und durch Anwendung des Gipses zu verbessern, Klee anzubauen, zweckmäßigere Düngerstätten anzulegen, die Jauche zu verwenden, Sand und Erde in den Ställen nach Thunlichkeit zu streuen, und mittelst Torf und anderer Gegenständen künstlichen Dünger zu bereiten. Die Landleute schienen das Nützliche dieser Neuerungen einzusehen, versprachen alles Mögliche, und — thaten auch nicht das Mindeste zur Ausführung dieser Vorschläge; Alles blieb bei'm Alten, und große Quantitäten sogenanntes saures Heu von ihren sumpfigen Wiesen wurden wie bisher als Pferdefutter in die Stadt verkauft, während ihr Hornvieh im Winter halb verhungerte. Wäre es nun nicht zweckgemäß, solche Gemeinden durch kräftiges und konsequentes Einschreiten der hiezu autorisirt werdenden k. Landgerichte und Rentämter zu vermögen, jenen nützlichen Anordnungen nicht nur Gehör, sondern auch wirkliche Folge zu geben, und endlich einmal zu ihrem eigenen Besten zu wirken?" — Der Herr Verfasser meint's recht gut. Zwang hilft jedoch nichts, man muß mit gutem Beispiel vorausgehen, und die nachahmenden Gemeinden müssen ausgezeichnet und belohnt werden!

selbst vor den verderblichen Nachtheilen dieses Mangels an Dünger sicher zu stellen.*)

Vor Allem wendete ich meine Aufmerksamkeit auf die Ställe, die Düngerstätte und die Jauchengrube.

Wie ich alle drei gefunden, möge oben aus Kap. IV, §. 9, hervorgehen. So groß war die Nichtachtung meiner Vorgänger, wenigstens der letzten Pächter, auf diese höchstwichtigen Punkte, daß ich der Gemeinde erst einen Platz von gegen 1/4 Morgen zur Gewinnung des nöhigen Hofraumes abkaufen mußte. Die Ställe wurden gebruckt, die Düngerstätte ausgemauert, ebenso mit aller Mühe ein großes, doppeltes Reservoir hergestellt, dazu bestimmt, nicht nur aus den sämmtlichen Ställen die abfließende Jauche, und aus den Abtritten allen Koth und Urin, sondern auch aus der Küche und dem Waschhaus jeden Abfall mit dem Spülwasser aufzunehmen. Die auf diese Jauchengrube verwendeten allerdings nicht unbedeutenden Kosten hat mir dieselbe unterdessen hundertfach vergolten. Aber derer, die bis jetzt hier und in der Umgegend ernsten Willen gezeigt haben, diese Einrichtung nachzumachen, und sich so auf leichte und zuverläßige Weise ein Mittel zu verschaffen, den selbsterzeugten Dünger theils durch Begießen zu verbessern, theils durch Zufahren von Erde zu vermehren, und in Bezug auf die Wiesen sogar zu ersetzen, sind sehr wenige.

Gerade wie die bei weitem meisten Landwirthe dahier und in der Umgegend war auch ich rücksichtlich der nöthigen Streu in den Ställen fast ausschließend auf trockene Dangelstreu beschränkt; denn Stroh war eine Reihe von Jahren her fast für gewöhnliches Winterfutter zu theuer, und in den allerdings in der Nähe befindlichen Laubschlägen und Hölzern dürres Laub zu rechnen, bin ich nicht berechtigt.**) Und wahrscheinlich

---

*) Nur meine Versuche für Gründung einer Schäferei werde ich nicht wiederholt erwähnen, da ich dieser bereits oben Kap. II. §. 5 hinlänglich gedacht habe.

**) Somit gäbe denn schon das alte Sprichwort: „Dangel bringt Mangel, Laub macht taub, Stroh macht froh!" ein böses Urtheil über die hiesige Feldwirthschaft ab. Doch mit den Sprüchen ist's allerdings nicht immer so genau zu nehmen. Was aber die Liebhaberei der trockenen Dangelstreue anbetrifft, so überlassen sich derselben gegen alle bessere Erfahrung selbst Viele von denen,

würde ich es noch lange so fortgetrieben haben, wäre ich nicht durch die, wenigstens meines Erachtens, ganz zweckmäßigen Veranstaltungen des königlichen Forstamtes, in Folge deren die Streuabgabe aus den königlichen Waldungen außerordentlich

---

welche allenfalls Stroh genug haben könnten, wenn sie ihre Sache nur besser zusammen nehmen wollten. Doch auch anderwärts ist es so. Ich erlaube mir, mich dafür noch einmal auf die Stimme zu berufen, welche sich im heurigen Januarheft des Centralblattes vernehmen läßt. Es heißt dort p. 53: „Wenn in vielen Gegenden Bayerns die Landwirthschaft auf einer solchen Stufe steht, daß sie bei ihrem Betriebe die Waldstreu gänzlich zu entbehren vermag, so zeigt sich in andern Theilen des Reichs, und namentlich im Obermainkreise, das Gegentheil, und die Benutzung der Waldstreu erscheint dem dortigen Landmanne als unerläßlich, als die Vorbedingung, ohne welche der Feldbau durchaus nicht bestehen könne. Und in der That ist auch bei dem jetzigen Stande der landwirthschaftlichen Verhältnisse vorzüglich in der obern Pfalz und dem vormaligen Bayreuther Lande, die Dringlichkeit (?) des Waldstreubedarfes keineswegs erdichtet. Die Undankbarkeit des Bodens in mancher Gegend, die schwer zu überwindende Scheu (!) des hiesigen Landmannes vor dem Anbau der Futterkräuter und der Verbesserung der großentheils schlechten Wiesen, die unzweckmäßige Anlage der Düngerstätten, wo die Jauche fast immer ungenützt verloren geht, der höchst übertriebene Anbau der Erdäpfel (?), wodurch dem Getreidebau viel Land entzogen und zu viel Dünger erfordert wird; — dieses sind die bekannten Ursachen des geringen Futterbaues und der Unzulänglichkeit an Strohgewinnung; dieses die Ursache, warum die Güter nicht die Mittel in sich finden, das Streumateriale selbst hervorzubringen, sondern deshalb stets den Staatswald mit den ungemessensten Forderungen in Requisition setzen. Nicht in den Mängeln seines Wirthschaftsbetriebes (!) sieht der Landmann die Quelle des Uebels; einzig und allein in der vermeintlichen Unbilligkeit der Behörden, welche seinen Anforderungen um Waldstreu nicht nach Wunsch entsprechen, glaubt er den Grund seiner Verlegenheit und seiner Noth zu erkennen. Deswegen drehen sich seine Klagen unaufhörlich um diesen Punkt, und er wird nicht müde, zu wiederholen, daß er künftig nicht mehr Steuer und Abgabe geben könne, weil er nicht genug Streu erhielte, und folglich nicht genug Dünger für seine Felder bereiten könne."

vermindert worden ist, dringendst veranlaßt worden, mich nach andern Hilfsmitteln umzusehen. Ohne Berücksichtigung seines etwaigen Viehstandes erhält nämlich jetzt *) jedes ansäßige Gemeindeglied jährlich eine Fuhre Streu. Zur Zeit dieser Anordnung hatte ich in meinen Ställen 2 Pferde, 17 Stück Rindvieh, 137 Stück Schafe, 20 Stück Schweine und eine bedeutende Menge Geflügel. Rechne ich nun eine Fuhre trockener Dangelstreu zu fünfzehn Centner, was das Höchste sein dürfte,

*) So jetzt. Sonst war es in meiner Gegend freilich anders. Wie viele andere Klosterangehörige — — Schlüsselau war früher Nonnenkloster, im 13. Jahrhundert errichtet durch die Brüder Eberhard, Gottfried und Conrad von Schlüsselberg, — — so mögen sich auch die Bewohner dieses Dorfes früher wenig um ihre äußere Lage bekümmert haben, wahrscheinlich in Folge der vielfachen anderen Vortheile, die ihnen durch die unmittelbare Verbindung mit dem gut dotirten Stifte zuflossen. Wenigstens schließe ich dies daraus, daß alle umgelegenen Dörfer vom Kloster aus die herrlichsten Strecken des besten Wald- und Ackerbodens zu erlangen wußten, während Schlüsselau selbst, so zu sagen, im Sand bis über die Ohren sitzt, gar keine Waldungen davon getragen hat, dagegen aber mit fast enormen Gild-, Zehent-, Grundsteuer-, Handlohn- und sonstigen Abgaben belegt ist. So lange das Kloster bestand, fühlte die Gemeinde den Mangel des Waldbesitzes freilich wenig oder nicht; denn sie erhielt sowohl das nöthige Bau- und Brennholz auf die leichteste Weise, als wie ihr jede begehrte Streu zu Gebote stand. So viel mir aus sorgfältigen Nachforschungen klar geworden ist, zahlte der Bauer für die Fuhre trockener Dangelstreu damals und noch später nicht mehr als fünfzehn Kreuzer. Jetzt kommt eine solche, bis sie aufgerechnet und nach Haus gefahren ist, auf zwei bis drei Gulden zu stehen, und da darf sich der Bauer noch sehr wohl vorsehen, daß er bei'm Hin- und Herfahren nicht so unglücklich ist, irgend einen Schaden zu thun, was wegen der Oertlichkeit oft kaum zu vermeiden ist, sonst dürfte er sich bald noch mit einer Waldstrafe von vier oder fünf Gulden belegt sehen. Wahrlich ein übertheuerer und selbst gefährlicher Handel! Darum habe ich es denn auch für Pflicht gehalten, demselben zu entsagen, ja des guten Beispiels halber so ganz zu entsagen, daß ich schon im vorigen Jahr nicht einmal die mir zukommende Fuhre habe rechnen und nach Haus fahren mögen. Ob Andere nachfolgen, das heißt, mein gegebenes Beispiel aus eigenem Antriebe nachahmen werden? Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf.

so stellt sich heraus, daß ich im Ganzen täglich etwa vier Pfund und drei Loth würde haben streuen dürfen. Wie helfen sich denn aber da die Bauern, wirst du fragen? Gehe einige Male in's Landgericht, wenn gerade Forststraftag ist, dann wirst du mir die Antwort gern erlassen. Da ich nun die mir unentbehrliche Streu weder selbst stehlen konnte, noch durch meine Leute stehlen lassen mochte, so blieb mir nur übrig, einen andern Weg zu betreten.

Ich wählte die zwar schon länger bekannte, aber erst jüngst wieder von den Herren Block und André als höchst nützlich empfohlene Methode des Erdeinstreuens.*)

---

*) Im Centralblatt, Monat August 1836 p. 503, lesen wir Folgendes über diesen Gegenstand: „Das Einstreuen mit Erde in den Stallungen der Landwirthschaften — — ist eines der wohlfeilsten Mittel, eine kranke Landwirthschaft empor zu bringen, und zeigt zugleich den hohen Werth der Mischung verschiedener Erdarten mit dem Mergel, wo man ihn haben kann, auf der Oberfläche der Landgüter. Freilich wird dieser praktische Rath auf Gütern von sehr großer Ausdehnung nicht leicht angewendet werden, weil deren Regie und deren Pächter ungern viel Arbeitsvieh halten, und dieses Verfahren das Einfahren vieler Erde und wieder das Ausfahren vieler Dunghaufen erfordert, aber es verhindert das Verbrennen vieles sich selbst entzündenden Düngers und das Abdunsten der Exkremente in Gase, welche alsdann der Luft und nicht den Wurzeln der Pflanzen zugehen, und vermehrt die Dungkraft des Stallviehes, also die Viehzucht, die Futterkräuter und die Erträge der Wiesen, der Oelsaaten und des Getreides. Es ist bekannt, daß die Wiesen weit später das erste Gras liefern, wenn ihre Düngung nicht fleißig angewendet wird. Desto häufiger wird der Landmann von Landgütern mäßigen Umfangs diese große und nothwendige Düngervermehrung, die wir den Rathschlägen der Hrn. Block und André verdanken, benutzen, um dem sandigen Boden Kalkmergel zuzuwenden, da die Fälle selten sein werden, wo die Oberfläche schon kalkhaltig ist. Seinem Rindvieh giebt Hr. Wirthschaftsrath André eine Schicht Erde in die Urinrinne, welche, wie in den Marschen Norddeutschlands, hinter dem Stande der Thiere läuft. Der Urin läuft von selbst in die gestreute Erde, die festen Exkremente werden in die Rinne gezogen. Täglich wird die Erdschicht der Rinne des Stalles erneuert und der in der getränkten Erde gesammelte Dünger auf die Dungstätte

Was man auch gegen die Nützlichkeit derselben und ihre Vorzüge vor der des Einstreuens mit trockenen Dangeln, Laub oder selbst Stroh, sagen möge, ich muß sie in Schutz nehmen;

---

gebracht. Stroh wird nicht gestreut, und unter das Thier kommt weder Stroh noch Erde. Das Rind liegt auf dem trockenen Stande, und wird, wenn es sich beschmutzt hat, abgeputzt und nöthigen Falls gewaschen, was gewiß sehr zur Gesundheit des Rindvieh's beiträgt, folglich alles Stroh verfüttert, was eine große Vermehrung des Viehstandes erlaubt, z. B. in Holstein an Schafen, mit Beibehaltung des alten Rindviehstandes. Noch wird die Düngerstätte bisweilen mit Erde oder Mergel befahren. Ein Theil der Erdhaufen ist unter Dach. Bei'm Froste ist bisweilen die Erde, die in den Stall gebracht wird, in Klumpen gefroren. Dieses macht aber nichts; denn sie thauet bald im warmen Stalle auf. In die Schafställe wird die Erde 1/2 bis 1 Schuh hoch aufgefahren, worauf diese Schafe in der Regel ohne gestreutes Stroh stehen. Dieses Strohstreuen geschieht nur, wenn es durchaus nothwendig ist. Selbst gefrorne Erde wird bisweilen in diese Ställe gebracht, die bald zergeht, und von den Schafen festgetreten wird. Stand und Lager bleiben trocken, und die Wolle wird nicht verunreinigt. Doch wird immer die Erde in die eine Hälfte des Schafstalles eingefahren, indeß die Schafe auf der andern Hälfte etwas gedrängter stehen, und die am längsten darin liegende Erde wird ausgefahren, so oft sie gesättigt ist, und die Verhältnisse das Ausfahren erlauben. Also auch im Schafstalle wird wenig Stroh gestreut. Der Frost hindert das Erdegraben oder Ausbrechen nicht. Natürlich vermehrt dieses Verfahren ungemein die Düngermasse und verhütet das Lagern des Getreides, ändert die frühern zu losen oder zu dichten Eigenschaften der damit gedüngten Felder, erlaubt auch die Wiesen zu düngen, und öftere Veränderungen der Beschaffenheit der Düngungen. Mit dieser Hilfe bauet man selbst auf Sand Oelsaaten, vermag den Obstbaumalleen mehr Düngung zu geben, man füttert weniger Regenwürmer, und vermag mehr Rind- und Schafvieh, selbst in den Jahren knapper Fütterung, ohne Heuzukauf ernähren, kühner viel Oelsaaten erbauen, und niedrige Getreidepreise leichter ertragen." — So der Referent über das Verfahren der Herren Block und André in Bezug auf Erdeinstreuen in den Ställen des Rindvieh's und der Schafe; denn daß es, wenigstens vor der Hand, nur diesen beiden Thiergattungen gilt, versteht sich von selbst. Ich habe mit Weglassung jeder anderen Stimme die des ungenannten Referenten im Centralblatt

denn die Vorzüge der mit dem Mist des Rindvieh's vermengten, und von dem Urin desselben geschwängerten Erde übertrifft an Güte jeden anderen Dünger, abgesehen selbst davon, daß jeder denkende Oekonom bei der Anwendung desselben sich in den Stand gesetzt sieht, auf die verschiedenen Erdbestandtheile seiner Aecker sorgfältigere Rücksicht zu nehmen. Wie nur vielleicht irgend ein Oekonom, so habe ich die Rathschläge der Herren Block und André befolgt, ihr Beispiel nachgeahmt, und von der Trefflichkeit ihres Verfahrens mich überzeugt. Aber wenn ich nicht säume, dies selbst aus schuldiger Dankbarkeit hier öffentlich auszusprechen; so bin ich es doch der Wahrheit nicht minder schuldig, zuzufügen, daß mich eben meine angestellten Versuche und die daraus hervorgegangenen Erfahrungen dringend veranlaßt haben, neue Schritte zu thun, um wo nur immer möglich gewisse, mit dem Erdeinstreuen fast nothwendig verbundene Uebelstände, vollends zu beseitigen. Vor Allem ist es nämlich für die Oekonomen, welche sich nicht ganz geräumiger Ställe erfreuen, wohl kaum möglich bei diesem Verfahren, eine der ersten landwirthschaftlichen Aufgaben zu lösen, die der größtmöglichen Reinlichkeit. *) Während

---

anziehen wollen, und zwar ausführlichst, um selbst desto kürzer sein zu können. Möchte diese Abhandlung, und was ich zuzusetzen habe, bei recht vielen Landwirthen nicht nur Anklang, sondern auch Eingang finden!

*) Daß der Bauer, und zwar jeder Bauer, seine Ställe, in wiefern oder wie weit sie den oben, Cap. IV, §. 9, von mir beschriebenen gleichen, ändern solle, wird Niemand in Abrede stellen, vielmehr Jeder schon aus sanitätspolizeilichen Grundsätzen wünschen und verlangen. Auch ist es eine sehr unbedeutende Zumuthung, daß er seinen Ställen Licht gebe, und dieselben entweder brucken oder mit Backsteinen ausmauern lasse. Aber als unbillig dürfte es erscheinen, von demselben zu fordern, daß er gleich Wände einreiße oder fortrücke, um behufs des Erdeinstreuens größeren Raum zu gewinnen. Erst wenn er an Reinlichkeit gewöhnt sein, und sich über dieselbe zu freuen gelernt haben wird, kann man von ihm erwarten, daß er freiwillig größere Opfer bringen werde. Doch Gott allein weiß, wie weit wir von einer solchen Zukunft noch entfernt sind. Daß es schwer hält, den gewöhnlichen Landbewohner, wenigstens in der hiesigen Gegend, aus dem Zustand fast unglaublicher Schweinerei, in welchem er von Geburt an zu leben gewohnt gewesen ist, und den er nach und nach

der Frühlingsmonate nämlich, wenn das Vieh in Folge des grünen Futters mehr urinirt und weichere, breiartige Exkremente, oder häufig selbst Durchfall hat, nicht minder im Winter bei hartem Frost, wo die Erde erst im Stall auftauen muß, entsteht auch bei dem fleißigsten Zurückziehen des Mistes in die Rinne und dem häufigsten Ausfahren der ganzen Masse in die Düngerstätte, abgesehen von dem dadurch entstehenden Mehrbedarf an Zeit und Menschenkraft, ein außerordentlicher Schmutz. Dieser allein hätte mir die Methode des Erdeinstreuens verleiden können! Aber ein womöglich noch wesentlicherer Uebelstand ist das unabläßige Einfahren der Erde, zumal wenn man diese nicht in der unmittelbarsten Nähe abheben kann. Und wie das Herbeiholen, so natürlich in noch höherem Maße das Fortschaffen. Wehe, wer da weitentfernte Grundstücke hat, wie das zum Theil mir ergeht, da wird außerordentlich viel Zeit und Kraft verloren. Dem Allen abzuhelfen, habe ich folgende Einrichtung getroffen. In den Rindviehställen lasse ich gar nicht mehr streuen,*) weder unter dem

---

förmlich lieb gewonnen hat, zu einer reinlicheren Lebensweise aufzurichten, habe ich bei meinen Leuten zur Genüge erfahren, fremder Belege gar nicht zu erwähnen. Nur des einen Merkmals will ich gedenken. Bei unserer Kavallerie und Artillerie herrscht bekanntlich die höchste Reinlichkeit, auch bedarfs gar keiner Erwähnung, daß eben diese Reinlichkeit außerordentlich viel dazu beiträgt, die Pferde jener trefflichen Truppengattungen troß des schmalen Futters bei so ausgezeichnetem Aussehen zu erhalten. Tragen denn vielleicht die verabschiedeten Kavalleristen und Artilleristen etwas von dem Gelernten und Erprobten in's Volk zurück? Im Gegentheil, mit den seltensten Ausnahmen preisen sie sich glücklich, wieder in den schmutzigen Ställen der lieben Heimath herumsteigen zu können. Als ob Rinder schlechter wären, wie Pferde!

*) Mit den Schafställen verhält es sich anders. Ich lasse da vom November bis zum April dreimal Erde ein- und ausfahren. Dieselbe muß, wo nur immer möglich, ganz trocken sein, damit man so spät als möglich mit dem allmähligen Strohstreuen anfangen darf. Auf solche Weise gewinnt man nicht nur eine sonst nie zu erzielende Menge Schafmist, — immer gegen 100 Fuhren auf 150 Schafe, — sondern derselbe übertrifft auch jeden andern an Güte, weil sich der Urin der Schafe mit keinem Streumittel, sei es nun Dangel, Laub oder Stroh, so ganz vermengt, wie

Vieh, noch hinter demselben, oder in der Rinne, man müßte denn die paar Schaufeln Sand als Streu ansehen wollen, die ich auf die Stände werfen lasse, um das Ausrutschen des Vieh's zu vermeiden. Die Exkremente werden täglich viermal mit Kratzen zurückgezogen, oder so oft man eben einen Augenblick Zeit hat, und hier versickert in dieselben der Urin entweder, oder läuft in die oben beschriebene Jauchengrube ab. Da die so gewonnene Masse, welche ich die Quintessenz alles Düngers nennen möchte, nie lange liegen bleibt, sondern täglich, oder wenigstens alle zwei Tage, einmal aus den Ställen in den Hof gebracht, oder, wenn es sein kann, gleich in die Magazine abgeführt wird, so nimmt auch dieses Ausmisten nur sehr wenige Zeit weg. Somit wird bei solchem Verfahren auf der einen Seite nichts versäumt, auf der andern außerordentlich gewonnen, weil das sämmtliche Vieh ganz trocken steht, somit leicht reinlich gehalten werden kann. Diesen Zweck ganz sicher zu erreichen, und zugleich des ewigen Ausbesserns überhoben zu werden, habe ich aus meinen Rindviehställen, welche erst vor wenigen Jahren gebruckt worden waren, die sämmtlichen, fast schon ganz verfaulten hölzernen Dielen wieder herausreißen, und statt ihrer alle Stände mit hartgebrannten Backsteinen ausmauern lassen. Die seitdem gewonnene Erfahrung läßt mich diese Einrichtung allen Oekonomen als sehr nützlich empfehlen, theils der Wohlfeilheit halber, zumal in holzarmen Gegenden, wie hier, theils in Betracht der Dauer, theils hauptsächlich darum, weil auf solchen das Vieh am trockensten steht und vollkommen warm liegt, folglich gesunder und ungleich reinlicher, als auf allen anderen. Legt sich ein Stück Vieh ja

---

mit der Erde. Wollten es vor der Hand doch nur immer zehn Schäfereibesitzer unter Hunderten nachmachen, bald würden wir zwei glückliche Folgen sehen, einmal die sachgemäße Verbannung der Brache auf größeren Gütern, und dann für die kleineren die Möglichkeit, ihr Stroh in den Rinderställen zu verfüttern, und dafür sich wenigstens eine geringere Anzahl Schafe halten und mit dem gewonnenen Heu ernähren zu können! Um im Winter das Einfahren gefrorener Erde, was nothwendig Schmutz herbeiführen muß, zu vermeiden, darf man nur, wie ich nachträglich noch bemerken will, die Stelle, wo man die Erde abzuheben gedenkt, mit einigen Fuhren Strohmist aus den Pferde- oder Schweineställen, oder mit einer beliebigen anderen Decke belegen.

einmal in den Koth, so wird dieser, wenn es aufsteht, augenblicklich wieder trocken und läßt sich als Staub abbürsten.

Meine Freude war groß, als ich durch dieses Verfahren den Schmutz aus meinen Ställen verbannt und mir die Möglichkeit gegeben sah, für immer jede Streu, sie führe welchen Namen sie wolle, entbehren zu können. *) Aber noch mehr freute ich mich, wie ich dahin gekommen war, auch des Her- und Hinfahrens der für die Bereitung des Düngers unentbehrlichen Erde nicht mehr zu bedürfen.

Vor Allem war meine Aufmerksamkeit auf die entlegeneren Felder, als auf die gerichtet, welche die meiste Zeit und Mühe in Anspruch nehmen. Dieselben sind vom eigentlichen Guts-komplex eine kleine halbe Stunde entfernt, enthalten ungefähr einige fünfzig Morgen, und liegen berganwärts. Da ließ ich nun, natürlich immer auf den höheren Stellen, damit zur Zeit der Abführung des Düngers auf die zu bestellenden einzelnen Felder der leere Wagen jedesmal bergauf, der geladene bergab geht, für die Bereitung meines Düngers vier Magazine oder einzelne Düngerstätten anlegen, je fünf und dreißig Schuh lang und breit, und drei Schuh tief. Die Mühe des Ausgrabens dieser Magazine, wie ich dieselben nennen will, lohnt sich sogleich, indem man die ausgehobene Erde alsbald wieder brauchen und die Arbeit des Herbeifahrens eine gute Zeit lang sich ersparen kann. In diese Magazine ließ ich nun den in meinen Rinderställen gewonnenen Mist fahren, immer vier Fuhren, und zu diesen zehn Fuhren Erde. Auf jede Schicht Erde ließ ich eine unbedeutende Quantität Kalch und gemahlnen Gips streuen, da mein Boden wenig kalchhaltig, mehr eisenhaltig ist, und dann das Ganze zur Erzielung eines schnelleren Gährungs-prozesses tüchtig mit Stall- und Abtrittjauche begießen. Jeder von dieser Arbeit, oder auch sonst von den Feldern leer heimkehrende Wagen mußte dann eine Fuhre Erde laden, um sie in den Hof mitzubringen, behufs der Düngerbereitung für die

*) Ohne alle und jede persönliche Beziehung sei es gesagt, die Abhängigkeit vom königlichen Forstpersonale in Bezug auf Waldstreu ist das kleinste der Uebel auf Erden nicht. Wie leicht würden Tausende von Landwirthen ihr Herz fühlen, wenn sie das jetzt gegebene Beispiel nachahmen und sich aus dieser Abhängigkeit selbst emanzipiren wollten!

nah gelegenen Felder. Zu diesem Zweck benutzte ich die ehemalige, noch vergrößerte ausgemauerte Düngerstätte.

Dies Alles geht freilich nicht ohne einige Arbeit ab, aber umsonst ist bekanntlich nur der Tod zu haben. Bei näherer Prüfung wird sich's für jeden Unbefangenen als klar herausstellen, daß auf solche Weise nicht nur die Müh- und Zeitverluste erspart werden, welche mit der Methode der Herren André und Block nothwendig verbunden zu sein scheinen, sondern es muß auch in die Augen fallen, daß die noch nöthige, fast unbedeutende Mühe und Arbeit im Vergleich mit dem außerordentlichen Gewinn gar nicht in Anschlag gebracht zu werden verdient. Der runden Zahlen halber will ich folgendes Beispiel aufstellen. Nehmen wir an, es habe ein Landwirth in seinen Ställen zwanzig Stück Rindvieh, alt und jung eingerechnet. Ein solcher wird bei der alten Gewohnheit des Einstreuens mit Dangeln, Laub, oder selbst Stroh, kaum 120 Fuhren Dünger zusammengebracht haben, wenn das Jahr um ist. So erging's auch mir, und ich erinnere mich der enormen Ausgaben recht wohl, welche ich jährlich für zu erkaufenden Dünger und Düngersurrogate machen mußte! Nun soll eben dieser Landwirth den Entschluß fassen, die, wie ich hoffe, so eben deutlich genug beschriebene Methode nachzuahmen. Freilich muß er erst seine Ställe brucken, oder, wie ich ebenfalls bereits gezeigt habe, lieber gleich mit harten Backsteinen ausmauern lassen, aber was ist eine Ausgabe von 10, 20, 30, höchstens 50 fl. gegen den unausbleiblichen Erfolg! Seine 20 Stück Rindvieh werden ihm wöchentlich vier Fuhren reinen Mist geben. Zu diesen fährt er ebenfalls wöchentlich zehn Fuhren trockene Erde. *) Ist das Jahr um, so hat er, statt der obigen höchstens 120 Fuhren, wenigstens 728 Fuhren Dünger, und zwar, wenn er mir folgt, nicht im Hof, sondern schon in der unmittelbarsten Nähe der zu bestellenden Felder. **) Ich selbst konnte sonst auf meine

---

*) Sollte es die Beschaffenheit der Felder nothwendig machen, thut es auch bloßer Sand, statt der Erde.

**) Ich begreife, daß Viele diesen Ansatz zu gering finden werden, alle die nämlich, welche annehmen, man dürfe auf ein Stück Rindvieh durchschnittlich das Jahr zehn starke Fuhren Dünger rechnen, und könne dann zwei Stück Jungvieh einem Stück Zug- oder Nützvieh gleich stellen. Angenommen also, daß unter zwanzig Stück Rindvieh wenigstens sechs Stück Jungvieh seien,

entlegeneren Grundstücke einen Wagen des Tags höchstens qualitativen fahren lassen. Jetzt fährt er von jedem der Düngermagazine während eines Vormittags mehr als noch einmal so oft an die nöthigen Stellen. *) Gewinne ich am Ende nicht mehr Zeit bei der Bestellung der Felder, als ich zur Bereitung des Düngers aufwende?

Dieser quantitative Vorzug meiner Methode vor jeder anderen wird wohl auch dem hitzigsten aller Dangel-, Laub- und Strohstreujäger einleuchten; denn er müßte ja die Augen verbinden oder zudrücken, wollte er die sechs- und zehnmal größeren Haufen nicht sehen. Aber eben dieser quantitative Vorzug ist, wie wesentlich er auch bleiben wird, am Ende immer noch der geringere. Es giebt auch einen qualitativen Vorzug des auf diese Weise gewonnenen Düngers vor jedem anderen. Aber davon muß ich wohl schweigen, denn, da ich vor Allem auf die große Masse der Bauern zu wirken wünsche, würde ich doch wohl umsonst reden, weil von ihnen keiner etwas glaubt, was er nicht gesehen und begriffen hat. Sie mögen vorerst nachahmen, der Erfolg wird sie sicher lehren, daß eine einzige Fuhre des so bereiteten Düngers auf ihren Aeckern größere

---

blieben durch's Jahr nicht 120, sondern 170 Fuhren Düngers. Vielleicht, — denn ich gebe gern zu, wo ich nicht widersprechen muß —, ließe sich ein solches Resultat da erreichen, wo Stroh, oder wenigstens Weihergras gestreut, und zwar nach Belieben gestreut werden kann; aber mit Waldstreu, seien es Blätter oder Dangeln, ja könnte man in den Nadelhölzern selbst für diesen Zweck die Streu reißen und grün benutzen, kommt dahin gewiß kein Oekonom, nicht, wenn er streuen kann, so viel er will, noch weniger, wenn er auslangen muß mit dem, was er zur höchsten Noth erhält. Ich erwähne hier ausdrücklich der grünen Streu, weil sich nach ihr so Manche als nach einer wahren Gottesgabe sehnen. Sie hat kaum einen andern Vortheil vor der trockenen Dangelstreu, als den, daß das Vieh weicher liegt; denn die größere Lebenskraft, Harztheile u. s. w., gehen unter Sonne, Wind und Regen schon im Hof auf dem Düngerhaufen verloren, wo sie sich verflüchtigen.

*) Wer sich zur Ausführung des reinen Mistes, der natürlich immer weich ist, keinen eignen Wagen bauen lassen will, langt mit jedem gewöhnlichen aus, wenn er nur für einen wohl versperrten Kasten sorgt. In diesem kann er dann auch die Erde fahren.

und auffallendere Wirkung thut, als wohl fünf und noch mehr Fuhren des allerbesten Dangel-, Laub- oder Strohdüngers.

Woher ich dies so gewiß weiß? *) Ich hab's aus dem besten Buch gelernt, welches für Oekonomen vorhanden ist, aus dem vielseitigen Buch der Selbsterfahrung. Könnte ich dasselbe, in wie weit es mir wirklich eigenthümlich ist, Jedermann schicken, oder nur selbst entbehren, sollte es sogleich geschehen. So muß ich schon eine Zeilen herausschreiben, die mir meine landwirthschaftlichen Leidens- und Freudensgenossen auf gut Glück glauben wollen.

Noch vor kaum sechs Jahren baute ich nicht das nöthige Futter, um mein Zugvieh gehörig ernähren zu können, an Nutzvieh u. s. w. war gar nicht zu denken. Trotz der letzten fünf Jahre, die für den Oekonomen so ungünstig waren, habe ich es doch dahin gebracht, daß ich in diesem Augenblick zwei Pferde, fünf und zwanzig Stück Rindvieh, einhundert und fünfzig Schafe, einige dreißig Schweine und vieles Geflügel in den Ställen habe, ohne fürchten zu müssen, es werde mir im Winter am nöthigen Futter fehlen. Zu eben dieser Zeit brachten mir über hundert Morgen Feld nicht einmal das nöthige Stroh zu Futter und Streu, und an eine andere Frucht, als wie an Korn, Gerste, Hafer und höchstens etwas Waizen war nicht zu denken. Jetzt gedeihet auf meinem Boden die hier sonst ganz unbekannte Kardendistel; Hopfengärten geben mir theilweise schon die zweite Ernte; meine Leinsaaten waren im vergangenen Jahr die schönsten in der ganzen Umgegend; die mit Oelfrüchten gemachten Versuche versprechen nicht minder die besten Erfolge; mein türkischer Mais würde keinem Garten Schande machen; die so vorzügliche Jerusalemsgerste wird in meiner Gegend nun auch nicht leicht wieder ausgehen, und — — alle meine Felder tragen mir gleichzeitig Früchte, ich habe und brauche keine Brache mehr. **)

*) Mich wundert's nur, daß die Freunde des alten Schlendrians an dem, was sie alljährlich von ihrem Lieblingsdünger wieder ausackern, nicht erkennen, was sie eigentlich nein geackert haben!

**) Noch habe ich nicht dazu kommen können, mich mit dem Tabak- und Krän- (Meerrettig-) Bau zu beschäftigen, obschon ich die großen Vortheile beider Fruchtgattungen kenne. Es nahmen mich theils fortwährend zu viele Culturen in Anspruch, theils sind die brauchbaren Leute hier außerordentlich schwer zu finden, selbst für theures Geld nicht!

Wem verdanke ich diese glückliche Umgestaltung meines Feldbau's? Nächst dem darauf gewendeten Fleiß ohnstreitig eben jener von mir, wie ich hoffe, deutlich genug beschriebenen Düngerbereitung, deren wohlfeiles und sicheres Resultat immer die Wiederbelebung jeder auch noch so kranken Landwirthschaft ist. Soll ich schon aufhören, von den Wundern zu reden, welche man in der Oekonomie erzielen kann, wenn einem einmal die Möglichkeit gegeben ist, sich nach Belieben Hunderte und Tausende von Fuhren des allerbesten Düngers zu bereiten? Daß ein Landwirth, wenn er mir folgt, seine eignen, wie des Staates Wälder schonen könne, sie wenigstens nicht mehr der lieben Streu halber zu ruiniren brauche, haben wir schon gesehen, eben so, daß er durch Nachahmung meiner Verfahrungsart sicher dahin gelangen wird, die Brache aus seiner Flur zu verbannen und seine Aecker für jeden beliebigen Fruchtbau herzurichten. Somit bleibt mir nur übrig, noch rühmend zuzusetzen, daß eben diese Düngerbereitungsmethode jeden Oekonomen in den Stand setzt, seine Wiesen möglichst zu verbessern und statt der früher üblichen Brache einen Theil seiner Felder so zu bestellen, daß sie mit jenen, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, Hand in Hand gehen müssen.

§. 4.

Wer kein Vieh hat, sagt ein alter Spruch, braucht keinen Dünger naus zu fahren. Das ist gewiß richtig, auch, daß ein Solcher sich nicht um's Einstreuen zu bekümmern braucht. Eben so wahr ist, daß, wer zu wenig Vieh hat, nicht genug Dünger bekommen kann, er streue nun ein, oder ahme mein Beispiel nach. So ist es mir ergangen, und gerade so geht es fast allen Landwirthen in der ganzen Umgegend, nur mit dem für mich glücklichen Unterschied, daß ich mir bei meiner Verfahrungsart habe helfen können, während jeder Andere, wie ich fürchte, sein Besitzthum in immer tieferen Verfall wird kommen sehen müssen. Vergl. darüber oben Kap. II, besonders die §§. 2, 3, 4.

Dem Mangel an Futter, welcher mir es geradezu unmöglich machte, an die Anschaffung einer hinlänglichen Menge Nutzvieh's zu denken, kräftigst vorzubeugen, wendete ich vor Allem meine Aufmerksamkeit auf meine Wiesen, deren Zustand ein erschrecklicher war, wie ich oben Kap. I, §. 4 gezeigt habe, und die obendrein der Morgenzahl nach mit den Feldern in

fast gar keinem Verhältniß standen, gerade so, wie dies auch bei den meisten Kleingütern dahier der Fall ist. Vergl. Kap. II, §. 4. Ohne unbescheiden zu sein, kann ich von mir selbst sagen, daß ich nichts unversucht gelassen, Alles zuerst selbst zu thun, was ich oben Kap. I, am Schluß des §. 4 von Anderen verlangt habe. Alle meine Wiesen befinden sich jetzt im leidlichsten Zustand; *) auch neue habe ich angelegt, zum Theil unter großen Opfern an Zeit und Geld; so zum Beispiel mußten, um ein neues Stück den älteren gleich zu legen, an einem einzigen Platz über drei tausend Fuhren Erde abgehoben und auf die niederen Stellen gebracht werden. Dennoch wollte und konnte natürlich das gewonnene Futter um so weniger langen, als trotz des besten Düngers, dem ich wohl noch die geringen Ernten verdanken muß, während der vergangenen heißen Jahre Heu nur sehr spärlich, Grummet aber so gut wie gar nicht gebaut worden ist. Wollte ich also meinen Viehstand vermehren und doch auch dem Hunger vorbeugen, so mußte ich ernsthaft auf Erzielung eines anderen Winterfutters als Heu und Grummet denken, welches kaum zur Ernährung der Pferde und Schafe hinreichte. So beschloß ich, von Jahr zu Jahr mehr Futterpflanzen auszustecken, und die durch meine Düngerbereitungsmethode für mich möglich gewordene Aufhebung der Brache gestattete mir die Ausführung dieses Entschlusses. Im vorigen Jahr erntete ich nicht weniger als dreißig tausend Futterrüben, und in diesem Augenblick stehen über fünfzig tausend Stück Pflanzen auf meinen Feldern. So war ich vor den Gefahren des Hungers sicher, es ging der Winter mit sammt dem langen, schneereichen Frühjahr vorüber, ohne daß mein Vieh Noth leiden mußte. Aber das Ausstecken der Pflanzen und das Einfahren der Rüben macht's freilich nicht allein aus. Mein Verfahren bei der Herrichtung dieses eben so gesunden als wohlfeilen Winterfutters für das Rindvieh ist folgendes. Behufs der Einmachung der Rüben — (sogenannte Ranges, Erdrüben,

---

*) Ich spreche absichtlich von einem bloß leidlichsten Zustand; denn ausgezeichnete Wiesen nenne ich nur die, welche nach Belieben gewässert werden können. Diese werden zehnmal ihre Schuldigkeit thun, während die sogenannten besten anderen dieselbe vielleicht nur einmal thun. Woher es kommt, daß ich so wenig wie jeder andere Landwirth hier an das Wässern der Wiesen denken kann, darüber vergl. oben Cap. I. §. 4.

Stoppelrüben u. s. w.) — habe ich mir vier große Kuffen machen lassen. Mit dem Beginnen des Winters werden die Rüben klein gestampft und in diese Kuffen gebracht, aber jede Lage immer gehörig mit Viehsalz *) bestreut. Auf die volle Kuffe kommt der mit Steinen beschwerte Deckel, und dann wird, wenn erst der Gährungsprozeß eingetreten ist, verfahren wie mit dem Sauerkraut, d. h. man muß rechtzeitig reinigend zur Hilfe kommen. So hält sich dies Futter den ganzen Winter durch und wohl noch in das Spätfrühjahr hinein vortrefflich, nur wird jeder vernünftige Landwirth es dann und wann kosten, damit es dem Vieh von nachläßigen Leuten nicht zu sauer gegeben wird, wodurch ihm, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, die Zähne aufstehen würden. Unter das geschnittene Stroh gemengt, fressen dies Futter Ochsen und Kühe gleich gern, wenn ja einmal nicht, so giebt man einige Male wieder trockenes Futter, dann langen sie nur wieder desto begieriger zu. Ist eine Kuffe geleert, so muß sie alsbald gehörig gereinigt werden, worauf man dieselbe sogleich wieder mit frisch gestampften Rüben auf die oben beschriebene Weise füllen kann. Vor dem Faulen der Vorräthe der Rüben in minder guten Kellern hütet man sich dadurch, daß man häufig nachsieht, und die etwa angegriffenen von den guten absondert. Wie würde ich mich freuen, wenn ich hörte und sähe, daß recht Viele dieses mir als höchst zweckmäßig erscheinende Verfahren nachahmten, wie noch mehr würden sich solche Oekonomen selbst darüber zu freuen Veranlassung finden!

Aber der Winter ist's nicht allein, welcher die Aufmerksamkeit des denkenden Landwirths in Anspruch nimmt, oft bringt ihm das Frühjahr noch größere Sorgen, jene für viele, zumal kleinere, Oekonomen oft außerordentlich drückenden Sorgen, wo sie, nachdem Heu und Stroh längst verfüttert sind, für das ohnehin schon halb verhungerte Vieh das hinlängliche Grünfutter hernehmen sollen. Das heurige Frühjahr wird mir

*) Kein geringer Vortheil für den Landmann würde es sein, wenn das Viehsalz wohlfeiler wäre. Jetzt kostet der Centner 2 fl. 40 kr., ein Preis, für welchen es nicht leicht ein gewöhnlicher Bauer benützen wird. Je mehr Salz in dem verschiedenen Futter, — natürlich nicht über Maß und Gebühr, — desto besser auch der Dünger, für dessen Verbesserung man dann sicher kein sogenanntes Düngersalz braucht.

wie vielen Andern deshalb unvergeßlich sein. Da sind denn zwei Dinge gut, einmal, daß man mit den Wintervorräthen, von denen ich gesprochen, möglichst sparsam umgehe, und dann, daß man für das reichlichste Sommerfutter sorge, damit man zu den Wiesen wegen des Grünfutters*) wenigstens nur während der dringendsten Zeit seine Zuflucht nehmen müsse.**)

*) Für das Frühfrühjahr sorge ich dadurch, daß ich eine dazu bestimmte Winterkornsaat abmähen lasse, die natürlich eher, als jedes andere Grünfutter kommt.

**) Ich habe schon mehrmals das sogenannte Grasen, das heißt, das Herumkriechen der Frauen, Töchter und Mägde in den Feldern, Aeckern, Wiesen und wo sonst nur immer ein Hälmchen wachsen kann, als ein Hauptübel unserer Gegend bezeichnet. Hier scheint mir der Ort zu sein, desselben ausführlicher zu gedenken, darum, weil hier zu Land die meisten Bauern gar nicht, wenige Einzelne höchstens in so weit an das Sommer-, d. h. das grüne Futter denken, als sie ein Stückchen Feld mit dem Saamen des gemeinen rothen Klee's besäen, und selbst dies ohne Wahl und Fürsorge. Wie weit diese guten Leute mit ihrem rothen Liebling während der letzten heißen Jahre haben kommen können, ist leicht zu begreifen. Daher hat aber auch während eben derselben jenes Grasen einen Umschwung erhalten, der wahrhaft merkwürdig ist. Gehst du mit mir auf den nächsten Hügel, von wo wir eine gute Strecke zweier Thäler auf einmal übersehen können, sollst du einen Anblick haben, der dir vielleicht Spaß macht, mir aber oft Verdruß verursacht. Da giebt's nicht leicht ein Feld, ja in manchem Feld oft kaum ein Beet, auf welchem nicht ein Frauenzimmer herumrutschte; denn sie liegen auf den Knieen, wohl selbst auf dem Bauch, theils um bequemer mit der Sichel umgehen zu können, theils um nicht gesehen zu werden, wenn die Saaten noch nicht hoch genug, oder keine, von Feld- und anderem Diebsgesindel so gern gesehenen, Hecken in der Nähe sind. Warum verbergen sich denn diese Graserinnen? Suchen sie denn ihr Futter anderwärts, als in den eigenen Aeckern? Du mein Gott, wie wenig mußt du auf dem Land, oder doch in Gegenden, wie die hiesige, gewesen sein, wo es der Leute genug giebt, die für eine oder zwei Kühe gar kein Stückchen Land, oder auch für vier, sechs und noch mehr Stücke nicht so viel Acker und Wiese besitzen, daß sie eben so viele Ziegen rechtschaffen durchbringen könnten. Warum legt man diesem Gesindel das Handwerk nicht? Darüber theils an einem andern Ort, theils einstweilen die einfache Antwort, daß man hier die Kleinen nicht hängen kann, weil man die Großen laufen lassen muß. Was nämlich die eben

Natürlich wird mich hier Jedermann sogleich an den Kleebau erinnern. Mit Recht, auch mein Feldgeschrei ist Klee, und immer wieder Klee! Aber welche der so vielen Kleegattungen?

Bezeichneten aus Mangel thun, das geschieht von vielen Andern — — natürlich verstehe ich die nicht mit darunter, welche eine Ausnahme machen, — — aus angebornem, oder anerzogenem Diebssinn. Wie du in manchem Hof Knechte finden kannst, die nur die Kost, aber keinen Lohn, bekommen, dagegen zu gewissen Jahreszeiten so und so viele Tage in der Woche an keine Arbeit gebunden sind, während der sie auf's Reifstehlen u. s. w. ausgehen und die gestohlene Waare dann im Haus des Dienstherrn zum Verkauf herrichten, so fehlt es noch weniger an Mägden, die auch im Sommer für bloße Kost gedingt werden, um überall Gras zu suchen, nur nicht auf den eigenen Grundstücken, welche sich die Hausfrau vorbehält. So gehts rüber wie nüber, mitunter nicht bloß von den Mägden, auch von den Töchtern, ja selbst eben nicht arme Bäuerinnen kannst du erwischen! Und wenn sie nur noch allein gingen, und zwischen Frucht und Frucht einen Unterschied machten! Aber da müssen ein paar Hunde dabei sein, oder der Leibpetz, oder die Leibgais, oder drei, vier ungezogene Kinder, die hinter der Mutter oder der Magd d'rein zappeln, mag's nun in einem Waizenacker sein, oder in Kornfeldern, mögen Oelfrüchte oder welche anderen immer niedergetreten und verwüstet werden. Selbst den Kartoffeln thun diese Weiber außerordentlichen Schaden, indem sie bei dem Hin- und Herrutschen in den Furchen die Knollen von den Wurzeln reißen. Wie es, was am Ende denn auch der Erwähnung werth ist, den Jagdinhabern ergeht, kann ich wohl unberührt lassen. Möchten doch auch so die Hühnernester unberührt bleiben! Läßt sich denn aber nichts gegen einen solchen Unfug thun? Schwer hält's, das habe ich selbst erfahren; doch habe ich mir auf meinen Grundstücken jetzt so ziemlich Ruhe geschafft, theils weil ich keine eigne Magd mehr grasen lasse, des guten Beispiels halber selbst da nicht, wo es keinen Nachtheil bringen würde, theils weil ich mit Ausnahme einiger braven Armen gegen Alle gleich unzugänglich bin. Anfänglich bildete ich mir ein, es könne anderwärts nicht auch so sein. Jetzt weiß ich von verschiedenen Gegenden her das Gegentheil. Der Bestätigung meiner eignen Angaben halber will ich wenigstens einen Beleg anziehen. Vergl. Centralbl. Januarheft 1836 p. 19 über die Gewohnheit des Grasens in gewissen Gegenden des Regenkreises, wo es heißt: — „Das Ausgrasen der Felder ist nicht weniger unheilvoll (als das Einzelhüten),

Wohl dem, um Niemandem wehe zu thun, der Ursache hat, mit dem gemeinen rothen Klee zufrieden zu sein, ich jedoch kann es nicht, muß mich vielmehr über seine Unzuverlässigkeit selbst heuer beschweren, wo ihn so viele Landwirthe loben. Auch mit mancher anderen Kleeart habe ich mich nie recht befreunden können, so zum Beispiel selbst nicht mit der an manchen andern Orten so trefflich gedeihenden Esparsette. Ich kenne den Werth derselben und habe wiederholte Versuche gemacht, aber vergebens. Wahrscheinlich kommt dies daher, weil der Boden der Felder, wo ich ihn aussäen ließ, alles Kalches entbehret. Dagegen hat mir der sogenannte ägyptische Klee *) eine unerwartete Freude gemacht, und ich bin entschlos-

---

Mit dem Anfang des Frühlings durchziehen Schaaren von Weibern alle Felder, ohne Rücksicht auf Eigenthum, und schaffen ein an sich wohlthätiges Geschäft um in — eine öffentliche Calamität. Das Feldgras wird gleichsam als res nullius betrachtet, das demjenigen gehört, der sich derselben am ersten bemächtigt. Und so wird ohne mindeste Schonung und Vorsicht mit dem Ausgrasen beinahe bis zur Ernte fortgefahren. Sobald das Getreide geschnitten ist, fängt das Ausgrasen mit dem Einzelhüten und Aehrensammeln wieder an, ohne so lange zu warten, bis das Getreide in Garben gebunden oder abgeführt ist. Welch enorme Beschädigungen den Feldeigenthümern dadurch zugefügt werden, springt von selbst in die Augen, und bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Manche würden mehr Klee oder Handelsprodukte bauen, wenn sie nicht zum Voraus die Gewißheit hätten, daß sie Geld und Mühe nicht für sich, sondern nur für Andere verwenden würden. Alle Kulturlust wird dadurch im Keime erstickt, und vergebens werden alle Aufmunterungen und Preise sein, wenn nicht vorerst diese Radikalübel (Einzelhüten und Grasen) aus dem Wege geräumt sind, die bei zunehmender Bevölkerung immer drückender werden. Es ist schwer für Ein Landgericht, diesem Uebel abzuhelfen, wenn nicht alle Landgerichte gleichen Ernst und Strenge zeigen, und wenn nicht die Gemeinde selbst mehr mitwirken, um Ordnung und die Früchte ihres Fleißes zu erhalten. Das Wenigste kommt zur Kenntniß der Landgerichte, und wo kein Kläger ist, ist —."

*) Ich erhielt im Frühjahr 1836 ziemlich spät zwei Pfund Saamen dieses an Pracht der Blüthe alle wenigstens mir bekannten Kleearten übertreffenden ägyptischen Klee's, säete ihn etwas dünn aus, was meiner jetzigen Ansicht nach nicht gut ist, weil er sich, wie auch schon von Anderen bemerkt worden ist, nicht eben stark

sen, mit diesem wunderschönen Gewächs, welches auch vom Vieh, aber fast noch mehr von den Bienen, sehr geschätzt zu werden scheint, im nahenden Herbst größere Versuche zu machen.

Doch es ist Zeit, daß ich von Allem minder Wesentlichen zurückkomme und zur Hauptsache übergehe, zum Anbau der Luzerne, oder des sogenannten ewigen oder Monatsklee's.*)

Auch dieses nützlichste aller Gewächse war hier in den meisten Gemeinden noch vor wenigen Jahren so gut wie gar nicht, in den übrigen wenigstens lange nicht so bekannt, wie es bekannt und gekannt zu sein im höchsten Grade verdient.**)

---

bestaubet, und fing bald an an jedem Erfolg zu zweifeln. Bei der außerordentlich trockenen Witterung blieb er nämlich ganz zurück, ward kaum einen halben Schuh hoch, und wuchs nicht gleich, so daß ich an der einen Stelle den Saamen abnehmen mußte, während an der andern noch an keine Blüthe zu denken war. So fiel ein guter Theil des Saamens aus, zumal er auch noch Wetterschauer zu ertragen hatte, und ging, während der alte zu verschwinden anfing, im Herbst recht schön wieder auf. Doch hatte ich sieben Pfund Saamen erhalten. Wie ich mich von der Gleichheit dieser freiwilligen Saat überzeugt hatte, beschloß ich, einen eigenthümlichen Versuch, nämlich den, ob dieser Klee bei uns zu überwintern, und zwar selbst ohne alle Decke durch Dünger u. s. w. zu überwintern vermöge, um so mehr zu machen, als dies bis jetzt meines Wissens noch nicht erprobt, ja sogar in Abrede gestellt worden war. Der Erfolg hat mich überaus erfreut. Der ausgefallene Klee ist im Herbst auf dem unbearbeiteten Feld nicht nur schön aufgegangen, sondern er hat auch den gewiß nicht gelinden Winter 18 36/37 ohne allen Schutz überstanden. Einen Theil des Klees habe ich zu Saamen stehen lassen, und dessen gegen 30 Pfund erhalten, einen andern zum Futter verwendet, welches, um es zu wiederholen, von dem sämmtlichen Vieh sehr gern gefressen wurde. Die sämmtlichen einige dreißig Pfund Saamen, welche ich aus diesen beiden Jahren jetzt habe, werde ich heuer im Herbst aussäen, denn im Herbst ist meiner Ansicht nach die Saat zu machen, nicht im Frühjahr, und werde das etwaige Resultat seiner Zeit im Centralblatte niederlegen.

*) Klänge es nicht wie Uebertreibung, so würde ich aus Dankbarkeit gegen diese Pflanze sagen, Gott habe sie für das Vieh geschaffen, damit die Menschen davon leben können.

**) Ganz unbekannt war die Luzerne freilich auch hier nicht, ja in manchen Dörfern soll sie vor wohl schon zwanzig Jahren gebaut

Als ich fast schon an allem guten Glück verzweifeln wollte, weil jede Kultur, welche ich während der vergangenen heißen Jahre unternahm, schon vorn herein so gut wie vergeblich war, da wurde ich auf den im benachbarten Franken überall üblichen Monatsklee aufmerksam gemacht. Zwei Versuche mißlangen, weil ich mit dem Saamen angeführt worden war. Desto besser geriethen die folgenden. *) Ich habe in diesem Augenblicke neun Morgen mit demselben bestellt, und davon zwar die größere Hälfte im vergangenen, die kleinere in diesem Jahr angelegt. Mein Verfahren dabei war Folgendes. Der größeren Bequemlichkeit halber theils, theils um gegen die Graserinnen und andere guten Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen bessere Aufsicht handhaben zu können, wählte ich die unmittelbar um meine Gärten herumliegenden Felder zur Anlegung der beschlossenen Kleesaaten. Wer diese bloß unterackern will, der kann sich von solchen Rücksichten weniger leiten lassen, weil er dann nothwendig seine besten Aecker wählen muß. Besser ist's aber und wird's bleiben, das Land nicht umzuackern, sondern zu reuten. Wer dann guten Boden wählen kann, mag nach Belieben einen bis zwei, auch drei Schuh tief umgraben lassen. Dies widerfuhr mir leider nicht. Wollte ich den Anforderungen der Bequemlichkeit, — — man erspart nämlich durch die Nähe solcher Kleeanlagen sehr viele Zeit und Menschenkraft — —, und Sicherheit folgen, so mußte ich gerade Stücke meiner schlechteren Felder wählen. Wer in nämlicher Lage ist, wird

---

worden, aber später wieder ausgegangen sein. Natürlich, die dummen Teufel warfen den Saamen auf die Felder wie den des rothen Klee's, und widmeten ihm auch keine große Pflege. Umgekehrt behaupten dieselben jetzt, wenn sie meine Kleeanlagen sehen, ihr alter rother Freund thue am Ende dieselben Dienste, wenn man ihm gleiche Ehre erweisen, d. h. ihn gehörig hegen und pflegen wolle.

*) Ohne Gefahr eines Irrthums kann man annehmen, daß die vielen theils wissentlichen, theils unwissentlichen Prellereien, welche von den Saamenhändlern begangen werden, einen großen Theil der Schuld tragen, daß unsere Bauern so schwer an's Kultiviren gehen. Mir war ein ordentlicher Stein vom Herzen, als ich heuer 70 Pfund Saamen durch die Fürsorge einer hohen Kreisregierung erhalten konnte, denn ich weiß, wie's thut, sofort um ein ganzes Jahr zurückgeworfen zu werden.

sehr wohl thun, wenn er nicht tiefer als einen und einen halben, allerhöchstens zwei Schuh tief reutet; denn außerdem kommt zu viel wilder Boden herauf, als daß die schnell zur Tiefe strebenden Pflänzchen leicht durchdringen könnten. Wo nur immer möglich, übersehe es Keiner, seine Anlage sogleich mit gehörigen Gräben zu durchziehen und zu umgeben, um vor zu großer Feuchtigkeit oder gar Ueberschwemmung sicher zu sein. Durch Unterlassung dieser Vorsicht sind heuer hier viele Anlagen ganz oder zum Theil zu Grunde gegangen. *) Eben so sehr möchte ich rathen, alle Beimischungen bei'm Säen wegzulassen, seien es nun Wicken oder Hafer, oder gar beide zusammen. Hauptsache bleibt bei jeder Anlage der Luzerne, wenn das dazu genommene Feld anders nicht schon nach sechs, acht Jahren wieder zum früheren Gebrauch zurückgenommen werden, sondern fünfzehn, zwanzig und wohl noch mehre Jahre die allerbesten Wiesen vielfach ersetzen soll, daß man fleißigst jätet und alle Stellen, wo die Pflänzchen ausbleiben, verdorren oder sonst zu Grunde gehen, baldmöglichst nachsäet. Beides wird durch das Mitsäen einer anderen Frucht unmöglich. Mit den warmen Tagen soll man kultiviren und säen, erst im Juli kommt der Schnitt des Hafers als Grünfutter; wie soll bis dahin nicht jedes Unkraut, und an den leeren Stellen Gras, überhand genommen haben? **) Auch das angeführte Quantum von höchstens vierzehn Pfund Samen auf einen Morgen scheint mir ein unzureichendes zu sein. ***) Auf den Morgen des besten Bodens würde ich wenigstens 15 — 18 Pfund, auf schlechten immer 20 — 25 Pfund zu nehmen rathen. Freilich weiß ich, daß sich die Luzerne außerordentlich stark bestocket, und

*) Absichtlich sage ich viele Anlagen; denn es fängt seit diesem Jahr in Bezug auf die Luzerne an gewaltig in meiner Gegend Tag zu werden. Schon im vergangenen Jahr hat mich wegen meiner Kleeanlagen der General-Comité gelegentlich der Feier des Central-Landwirthschaft- oder Oktoberfestes in München mit einer goldenen Medaille beehrt. Es hat mir viele Freude verursacht, aber wie glücklich würde ich mich erst fühlen, brächte ich's dahin, daß, wen ich nur immer kenne, auch zur Nachahmung des gegebenen Beispiels bewogen würde!

**) Mich wundert's, daß dies Verfahren noch im Centralblatt, Juniheft 1836, pag. 335, hat empfohlen werden können. Die etwaigen Vortheile werden gewiß von den Nachtheilen weit überwogen.

***) Vergl. die oben angeführte Stelle im Centralblatt.

eben darum dünner, wie andere Kleearten gesäet werden muß, aber ich habe auch erprobt, daß man bei zu dünner Saat sich und dem Vieh keinen Gefallen thut, weil dieses die zu dick und hart werdenden Hauptstengel dann nicht mehr fressen mag. Außerdem kommt dazu aber, daß, theils in Folge vielleicht ungünstiger Saatzeit, des oben aufliegenden wilden Bodens, *) plötzlich eintretender Hitze, schlechten Saamens, vieler lebendiger Feinde, als der Maulwürfe, des Erdflohes, der Feldmaus, des Ackerwurmes und vieler anderer, meist außerordentlich viele Pflanzen zu Grunde gehen, und daß somit eine gewisse scheinbare Ueberzahl von solchen nicht nur nichts schadet, sondern eher vortheilhaft ist. Nicht minder kann man eigentlich auch über die Saatzeit zweifelhaft sein, darf vielleicht die von mir bereits angegebenen eingetretenen warmen Frühlingstage als die allein geeignetsten ansehen. Freilich kann ich den ganzen Sommer durch und auch noch im Spätherbst säen, aber aus welchem Grund? Leute zur Hilfe habe ich im Frühjahr leichter, als später, und sonst ist kein Unterschied, als der, daß ich später leicht zu trockene Witterung haben kann, und mich jedenfalls um die ersten Ernten bringe. Wer rechtzeitig säet, erhält noch im ersten Jahr bei günstigen Umständen drei, ganz gewiß zwei reiche Ernten, was kein Spaß ist. **) Dafür kann er dann gleich im ersten Jahr wieder Pflichten der Dankbarkeit üben, das heißt, seine Kleeanlage im Winter mit Dünger decken; denn dies ist und bleibt bei'm Bau der Luzerne ein Haupterforderniß. Aber nicht mit Dangel-, Laub-, oder auch Strohdünger, sondern mit dem oben hinlänglich

*) Ich weiß recht gut, daß dieser sogenannte wilde oder todte Boden nicht ganz unfruchtbar ist. Daß es dem jungen Pflänzchen aber nicht so leicht werden könne, denselben durch und bis in den tiefer liegenden an und für sich schon besseren und wohl obendrein gedüngten Boden zu dringen, bedarf wohl keines Beweises. Fast möchte ich rathen, den heraufgereuteten, noch nicht durch Sonne und Luft fruchtbar genug gemachten Boden mit kurzem Dünger dicht unter der Oberfläche zu belegen, und dann erst die Saat vorzunehmen.

**) Der Saamen ist nicht so leicht auf den gereuteten Boden gesäet. Es muß große Sorgfalt geübt werden, daß derselbe höchst gleichmäßig gesäet, und dann mit einer hölzernen Egge unter die Erde gebracht werden. Die Egge muß wo möglich im langen, nicht im schmalen Weg geführt werden, weil die Kleepflänzchen immer in deren Furchen zum Vorschein kommen.

beschriebenen Erddünger. Wer an dessen größerer Wirksamkeit zweifeln wollte, könnte sich allenfalls in meinen Kleeanlagen Belehrung holen, deren einen Theil ich mit Stroh-, einen andern mit Dangel-, einen dritten mit Erddünger bedeckt hatte. Wer mir folgt, wird sicher im zweiten Jahr seine vier bis wohl sechs reiche Ernten haben, und so eine lange Reihe von Jahren fort, wird also im Stand sein, wie ich es gleich im ersten Jahr zu thun vermochte, je nach Wunsch seinen Viehstand zu vermehren oder auch zu verdoppeln. Solche wohlthätige Folgen hat der Anbau der Luzerne, oder des ewigen, oder Monatsklee's, solche Folgen aber vornehmlich in Verbindung mit jener Düngerbereitungsmethode, die ich schon so hoch gepriesen habe und immer wieder hoch preisen werde. Wie freue ich mich über meine Stalleinrichtung, wie über meine Düngermagazine, wie über eben diese besonders in der allerneuesten Zeit!

Es bezieht sich freilich nicht auf jede Wirthschaft, zumal möchten die kleineren selten dazu Gelegenheit suchen und finden, dennoch glaube ich es hier erwähnen zu müssen, daß mich die Auffindung eines reichen Mergellagers auf meinen Grundstücken in den Stand gesetzt hat, statt der bloßen Erde jetzt Mergel in die Düngerstätten zu fahren. *) Welche Vorzüge der Mergel vor jeder anderen Erdart hat, ist bekannt, ebenso, daß man ihn schon mit dem größten Nutzen ungemengt auf minder gute Felder verführt. Welche Dienste er leisten müsse, wenn er mit reinem Dünger versetzt und mit Stall- und Abtrittjauche reich getränkt ist, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung. Dagegen dürfte die Verfahrungsweise weniger beachtet sein, nach welcher man den Mergel brennt oder röstet. **) Solches Verfahren belohnt sich vornehmlich auf Wiesen.

---

*) Der Mergel in meinem Lager besteht ohngefähr aus einem Drittel Gips und Kalch, und aus zwei Dritteln Thonerde.

**) Um diesen Zweck zu erreichen, braucht es keiner Gluth, wie bei'm Kalchbrennen, sonst würde derselbe nur hart, selbst glasartig, und somit unbrauchbar werden, vielmehr reicht eine bloße Rösthitze hin, die man am besten bei gewöhnlichen Meilern erhält. Solche Meiler kann man sich auch aus allerlei Reißig, Sträuchern, Dornen, Stoppeln, Rasen u. dgl. machen.

§. 5.

Es ist jedoch für den denkenden Landwirth nicht genug, daß er sein Vieh vermehre, er muß dasselbe auch veredeln. In welchem Zustand sich in der hiesigen Gegend mit den seltensten Ausnahmen das Rindvieh befinde, habe ich oben Kap. II, besonders in den §§. 2, 3, 4 gezeigt, eben so, daß von eigentlicher Viehzucht gar nicht die Rede sein kann. Ich für meinen Theil habe eine Parthie Kühe angekauft, so schön und gut wie man sie in der Umgegend nur immer für theures Geld haben kann. Alle sind von ausgezeichneter, der sogenannten Ansbacher Raçe, und fast ohne Ausnahme vortreffliche Milchkühe. Der guten Nachzucht gewiß zu sein, habe ich auch einen jungen Springochsen herbeischaffen lassen, den ich aber nicht vor dem kommenden Frühjahr werde brauchen können, will ich ihn nicht anders noch vor dem Antritt des dritten Jahres zulassen, was ich für zweckwidrig halte. Mancher andere Landwirth, sei es auch der kleinste Bauer, wird mir hoffentlich nachfolgen, wenn erst die Preise des Rindviehs wieder etwas gesunken sein werden, und so halte ich die Hoffnung fest, es werde auch in diesem Bezug nach und nach besser werden, vorausgesetzt, daß erst der verderbliche Schlendrian aufhört, welcher allem Besseren bis jetzt feindlich entgegentritt, und an seiner Stelle die Wege eingeschlagen werden, deren Bezeichnung mich bis jetzt beschäftigt hat. Gäbe es wohl eine Möglichkeit, daß man Gemeinden, welche die ersteren Bedingungen — — Aufgeben des Streurechnens und des Einzelhütens, Einführung der Erddüngerbereitung, größere Anlagen der Luzerne u. s. w. — — erfüllt hätten oder sich zur Erfüllung derselben ernsthaft anschickten, als öffentliche Anerkennung die Mittel an die Hand gäbe, ihren Viehstand zu veredeln, ich meine — Musterkühe und Heerdochsen?

§. 6.

Aber wie soll der Bauer, so fragst du mich vielleicht, diese Einrichtungen im Stall und auf dem Feld treffen, so lange man sich überall mit Dienstboten der Art behelfen muß, wie sie oben von mir selbst — (vergl. Kap. III, §. 1—5) — beschrieben worden sind? Ich muß da freilich zweierlei zugeben, einmal, daß die von mir, als für die Wiederbelebung unseres so gut wie todten Ackerbaues allein wirksamen Mittel, angegebenen und wiederholt empfohlenen Einrichtungen allerdings

mehr Aufmerksamkeit und Genauigkeit erfordern, und dann, daß solche Tugenden von unsern im Innern lüderlichen, im Aeußern schmutzigen Dienstboten in der That nur schwer erzwungen werden können, ja ich begreife sogar, daß die Einzelnen, und zwar die Großgutsbesitzer leicht noch weniger als die Kleingutsbesitzer, kaum ohne außerordentliche Anstrengungen, vielen Verdruß, und theilweise Opfer zum Ziel gelangen werden, denn ich habe dies ja selbst erfahren und erprobe es noch täglich; aber unmöglich ist's darum nicht. Ein Anfang muß gemacht werden, und — wie überall — so ist auch hier der Anfang schwer. Hat der Bauer einen erwachsenen Sohn, eine erwachsene Tochter, die Lust zur Sache, oder doch Ehrerbietung genug vor dem Vater haben, um zu folgen, ist's schon geschehen; denn wenn ihm auch zwei und drei Mägde und Knechte davonlaufen, er bekommt immer wieder Andere. Wird die Zahl der Einzelnen größer, gewinnt das Spiel schon einen leichteren Gang. Vereinigt sich aber nur erst eine ganze Gemeinde, dann hat diese gewonnen für immer. Für die Zukunft braucht das Dorf, welches das Einzelhüten abschafft, nicht mehr so sehr besorgt zu sein; denn die nachwachsende Jugend, aus welcher ihm seine Knechte und Mägde hervorgehen sollen, wird nicht mehr schon in den frühesten Jahren allem Verderben zugeführt werden, wird vielleicht von dem, was sie in der Schule gelernt hat, noch Etwas mit in's Leben bringen. Aber wie viel dies ist, Alles ist es noch nicht. Die Schule erzieht für das Leben, die Kirche soll für dasselbe wachen und bewahren. Jetzt hilft so mancher Pfarrer, während er Gott zu dienen vermeint, kräftig mit, das Volk, besonders die dienende Klasse, endloser Lüderlichkeit und Sittenlosigkeit zuzuführen. Ich habe die abgeschafften, oder abgewürdigten Feiertage u. s. w., mit einem Wort Alles vor Augen, was ich oben Kap. IV, §. 8, theils selbst gesagt, theils von Andern angeführt habe. Eine Gemeinde, in der ein Geistlicher der Kirche vorsteht, welcher diesem Greuel ferner Vorschub leistet, wird gewiß nicht zum Bessern gelangen, und wenn der einzelnen Willigen noch so viele in derselben wären. Aber solcher Geistlichen giebt es, Gott sei dafür gepriesen, so viele nicht, die bei weitem meisten erkennen ihre höhere Aufgabe, und wenn wir sie außer Stand sehen, dem Unfug der Fest- und Feiertägelei mehr als bloßen Widerwillen entgegen zu setzen, so ist dies nur der Fall, weil sie ohne kräftige äußere Unterstützung nicht durchzudringen

vermögen. Daher muß zu dem Beispiel der Einzelnen, zu dem Willen der Gemeinden, zu der Bereitwilligkeit der Schulen und Kirchen noch eine dritte Macht treten, um den Bund der Bessern gegen die Lüderlichkeit und Lasterhaftigkeit dauernd und fest zu machen, ich meine das Ansehen der Obrigkeiten. Diese Aufgabe ist nicht schwer, die Gesetze sind da, welche verbieten, an jenen Tagen ein unzüchtiges Leben zu führen, an der Erfahrung fehlt es auch nicht, wozu ein solches Leben führt, also — woran fehlt es denn? Vergleiche nochmals oben Kap. IV, §. 8.

Natürlich geht's auch an den Arbeitstagen nicht leer ab, weder daheim noch draußen, das Gegentheil wäre ja bei solchen Leuten ein wahres Wunder. Auch da vermag der ernste Wille, feste Haltung, wo es Noth thut selbst tüchtige Strenge, der Herrschaft viel. Aber Alles möglich zu machen, muß schon wieder die Obrigkeit das Ihrige auch beitragen. Wir entbehren jeder Dienstbotenpolizei, oder vielmehr, es fehlt uns an der Handhabung der desfallsigen Gesetze, wenigstens dahier zu Land, gänzlich. *) So lange der Knecht dem Herrn auf die erste

*) Dieser Uebelstand wird anderwärts gerade so empfunden. So führt der edle Georg Freiherr von Aretin im Centralblatt, Januarheft 1837, p. 27 unter den Veranlassungen, welche den Adel abhalten, in Bayern auf dem Land zu leben, mit auf: — „den Verlust und die Unannehmlichkeiten, welche durch die Dienstbotenpolizei, vielmehr durch den Abgang derselben, mit dem Selbstbetrieb der Landwirthschaft meistens verbunden sind:“ — und setzt dann zu: — „Wenn man schon gestehen muß, daß sehr oft Unkunde, Mangel an Thätigkeit, manchmal auch böse Absicht, diesen Verlust herbeiführt oder vergrößert, so sind doch die Eigenheiten eines Landes oft so beschaffen, daß ein Verlust dabei schwer zu vermeiden ist. Dieser Fall besteht z. B. in Altbayern, wo die Seltenheit, Theuerung, Bequemlichkeit und das Wohlleben der ländlichen Dienstboten, ihre zu häufigen Vergnügungen bei Kirchweihen, Pferderennen, Kegelschieben, Scheibenschießen 2c., die Haltung so vieler Feiertage, Wallfahrten, Bittgänge 2c. es dem Gutsbesitzer schwer machen, die nöthigen Arbeiten immer zur rechten Zeit vornehmen zu lassen, und so jedem Schaden auszuweichen. Bei diesen Umständen ist es einem Gutsbesitzer, der nicht ein Brauhaus oder eine Fabrike mit seiner Landwirthschaft verbinden kann, auch bei der größten Anstrengung kaum möglich, auf seine Rechnung zu kommen. Es giebt Gegenden, wo das Arbeitsjahr kaum 200 Arbeitstage zählt, während der

beste Anordnung hin, dies oder jenes zu thun, antworten darf, „er habe es anderswo auch nicht gethan, und wenn's nicht recht sei, könne er weiter gehen:", so lange auch der elendeste Bursche nach zwei, drei und mehr verlumpten Tagen dem Herrn die Rechenschaft über deren Zubringung nicht nur verweigern, sondern wohl darüber noch verhöhnen darf, daß er wegen Raufhandels u. s. w. zum Schaden desselben in's Landgericht und in's Gefängniß muß:, so lange die Magd der Frau in's Gesicht lachen darf, wenn sie auf Reinlichkeit dringt, so lange eine solche Dirne in ihrer Brunst mit Gott weiß was Allem drohen und endlich davon laufen darf, wenn Herr und Frau ihr die nächtlichen Besuche von abwechselnd gleich zwei und

---

Dienstbote doch auf 365 Tage bezahlt werden muß; Gegenden, wo (die Dreschzeit ausgenommen) die Dienstboten kaum um 6 Uhr Morgens zu arbeiten beginnen, und nach 6 Uhr Abends kaum mehr zur Arbeit zu bringen sind, und dabei doch hohen Lohn und ausgezeichnete Kost verlangen. Jede geringe Verbesserung, jede Extraarbeit wird da nur durch besonders bezahlte Taglöhner vorgenommen, und daher sehr erschwert. Nur eine außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens kann solchen Ausgaben, welche man in andern, besonders protestantischen, Ländern, nicht kennt, das Gleichgewicht halten, oder Daraufzahlung verhindern, aber nie eine Einnahme bewirken, welche den in Güte und Flächeninhalt meistens vortrefflichen Grundbesitz entsprechend wäre. Kann man es unter diesen Umständen den Gutsbesitzern verdenken, wenn sie, auch im Besitz von Kenntnissen, Fleiß und Betriebkapital, in der Voraussicht zum Lohne ihrer Bemühungen jährlich ein kleines Kapital zu verlieren, von Selbstführung der Landwirthschaft nichts wissen wollen, sondern diese verpachten, um eine, wenn auch geringe Einnahme ruhig genießen zu können? So lange nicht wirksame Anstalten getroffen werden, um der vorherrschenden Neigung des Landvolks zu Zerstreuungen, Andächteleien (wohl zu unterscheiden von Andacht), zum Herumlaufen und Ausschweifungen Einhalt zu thun, so lange nicht schon in der ersten Jugend Freude zur Arbeit den Gemüthern tief eingeprägt und zum Bedürfniß, zur andern Natur geworden ist, so lange nicht eine große Konkurrenz unter den Dienstboten hergestellt wird, sich durch Treue und Fleiß auszuzeichnen, und seine Forderungen auf das billigste Maß zurückzuführen: so lange wird man vergebens hoffen, die größeren Gutsbesitzer zur Selbstbewohnung, und, was wohl meistens eben so viel ist, zur Selbstbewirthschaftung ihrer Güter zu vermögen."

drei lüderlichen Burschen nicht gestatten wollen: — so lange mit einem Wort das jetzige Verhältniß der verkehrten Welt fortdauern darf, wo der Dienstbote den Herrn oder die Frau macht, und die Herrschaft dienen muß, eben so lange wird an eine kräftige Abhilfe gar mancher Uebelstände, derer ich erwähnt habe, kaum zu denken sein. Darum richtet sich der Blick aller Oekonomen, die ihre Lage erkennen, auf die Stellvertreter und Handhaber der Gesetze, und erwartet von ihnen Hilfe, aber baldige Hilfe, ehe sie zu spät kommt. *)

§. 7.

Natürlich muß endlich auch die Stellung der Herrschaften gegenüber ihren Dienstboten eine andere werden. Wie es jetzt aussieht, habe ich oben Kap. III, §. 3, und durch das ganze vierte Kapitel offen dargelegt. Von der jetzigen Generation erwarte ich für meinen Theil in sittlichem Bezug wenig. Desto besser kann's künftig werden, wenn wir zur Erfüllung der Vorbedingnisse gekommen sind, welche ich im vorausgehenden Abschnitt bezüglich der Dienstboten gestellt habe. In diesem Augenblick ist der Unterschied zwischen Herr und Knecht, zwischen Frau und Magd, und noch mehr zwischen den Kindern des Bauers und seinen Leuten ein sehr unwesentlicher. Weder im Aeußern mehr Reinlichkeit, nach im Innern mehr Bildung, Ehrlichkeit, Sittenreinheit. **) Dem darf nicht länger so bleiben.

---

*) In wie weit durch Belohnungen, öffentliche Anerkennungen, Dekorirungen, Unterstützungen an Geld, Wäsche, Kleidern, Heirathskonzessionen u. s. w. zur gütlichen Gewinnung besserer Dienstboten seitens der Behörden beigetragen werden könne, muß ich dahin gestellt sein lassen. Unsere erleuchtete Regierung wird, einmal vom Zustand auf dem platten Lande, wie er wirklich ist, unterrichtet, daß Nöthige gewiß in ihrer Weisheit beschließen.

**) Ich habe oben das Einzelhüten des Rindviehs mit einer großen Lasterschule verglichen und gewiß mit dem vollsten Recht. Aber es giebt der Anstalten solcher Art noch mehre. Die erschrecklichsten unter diesen sind ohnstreitig, wenigstens in unserer Gegend, die sogenannten Hirtenhäuser, oder die Armenhäuser in den Dörfern. Es könnte genügen, wenn ich sagte, daß sich in diesen Häusern, wenn man die elendesten Hütten anders so nennen kann, Alles befindet, was sonst nirgends unterkommen kann, als herabgekommene Bauern mit Weib, Kindern und Kindeskindern,

Aber wer soll helfen? Wieder muß ich an die Obrigkeiten appelliren als an die Handhaber der Gesetze, welche wir auch in diesem Bezug haben. Was helfen uns dieselben auf dem Papier? *) Der Bayer nimmt Alles mit Vertrauen auf,

an häßlichen Krankheiten leidende beiderlei Geschlechts, entlassene Sträflinge, Landstreicher, lüderliche Weibspersonen, anderes Gesindel aller Art. Häufig kannst du in zwei Stuben und einer Kammer 15 bis 20 Personen jeden Alters finden. Bei Nacht purzelt Alles unter einander herum, halb, wohl ganz nackt. Sind, wie fast jedesmal und überall, erwachsene Dirnen da, so vermehrt sich das Personale bei Nacht noch um einige Subjekte. Fehlt es an solchen Geschöpfen, dann kommen andere heimlich aus den Höfen, um Gastrollen zu geben. Wie wohlthätig würde es sein, wenn alle diese Häuser, die, ich wiederhole es, meist nur Zufluchtsorte für allerhand lüderliches Gesindel sind, unter die strengste Aufsicht gestellt würden. Aber freilich nicht unter die einer Ortspolizei!

*) Wer den unteren Behörden deshalb auch nur im Innern zürnen, oder gar gegen dieselben einen Groll laut aussprechen wollte, der würde in solchem Treiben zwar nicht allein da stehen, denn es raisonniren auf dem Land wie in der Stadt gar viele, ohne recht zu wissen, warum; aber er würde jedenfalls zeigen, daß er nicht weiß, woran der Fehler liegt, wenn er auch sein Vorhandensein begreift. Ich kann mich daher nicht enthalten, hier eine Stelle aus den jüngsten Landtagsverhandlungen über die Einführung körperlicher Züchtigung für kleine körperliche Verletzungen einzuschalten. Nachdem für und wider die Stockschläge gesprochen war, begann einer unserer gewandtesten Redner in der 2ten Kammer: — „Wenn auch durch wirksame Einschreitung der Gesetzgebung Abstellung von Mißständen einzutreten hat, so muß ich doch vor Allem aufrichtig bekennen, daß ich in die schweren Klagen über eine solche Demoralisation, besonders der untern Volksklassen, wie sie hier von mehren Seiten laut geworden sind, nicht einstimmen kann. Ich habe solche Erfahrungen aus dem Kreise — — (dem Obermainkreise, dem meinigen, — nun wir Leute auf dem Land kommen freilich leichter darhinter!) — — dem ich angehöre, und aus denen, welchen ich zunächst wohne, nicht, und finde mich verpflichtet, dies zur Vertheidigung dieser Kreise gegen so harte Anschuldigungen, die vielleicht anderwärts gegründet sein mögen, hier auszusprechen, überzeugt, daß die Herrn Kollegen aus den Kreisen, die ich meine, mir alle zustimmen

was ihm von seiner Regierung zukommt, denn er weiß, daß ihm von da nur Gutes zukommen kann. Wie gern würde vor Allen der bayerische Bauer die Opfer bringen, welche vielleicht

---

werden. Wie es in andern Kreisen, denen ich nicht so nahe angehöre, aussieht, darüber steht mir kein Urtheil zu; aber das Bedürfniß eines so „tief eingreifenden und einschneidenden Universalheilmittels — — (wie die Strafe der Stockschläge der Antragsteller, der kathol. Dekan, Hr. Kaeser, genannt hatte) — — kann ich für jene Kreise und überhaupt nicht erforderlich halten. Ich glaube, daß die Menschen jetzt nicht schlechter sind, als früher. Es hat zu allen Zeiten Raufhändel, Mißhandlungen, Vergehen und Verbrechen gegeben, allein, wie sehr richtig bemerkt worden ist, früher hat man sie nicht in Tabellen verewigt, man hat sie also bald vergessen, außerdem würde sich ihre Zahl jetzt nicht größer zeigen, wie ehemals. Zu allen Zeiten, so lange es Menschen giebt, werden ihnen Gebrechen ankleben, wird es derlei Rechtswidrigkeiten geben. Allerdings ist es Pflicht der Gesetzgebung, hiegegen Abhilfe zu schaffen, diese ist stets und eben jetzt nothwendig, und deswegen sind wir der Regierung Dank schuldig, daß sie uns in dieser Beziehung einen Gesetzesentwurf vorgelegt hat. Allein demungeachtet vermag ich nicht, die Hilfe, welche das Gesetz geben soll, gegen Uebel, deren Ursprung man in der gesteigerten Demoralisation der untern Volksklassen finden will, von demselben zu erwarten, denn es schneidet dessen Hauptquellen nicht ab. Soll hier nur von einem Theile des Volkes, von den untern Volksklassen die Rede sein, ich werde aber später auch von den höheren sprechen, so erkenne ich die Hauptquellen dieses Uebels nicht in der Entsittlichung; denn ich kann mir diese nicht in solcher Progression anwachsend denken, sondern in dem jetzigen Zustande der Geschäftsbehandlung, in der gegenwärtigen Beschaffenheit der äußeren Aemter, der Polizeiverwaltung, zumal auf dem platten Lande. Die Polizei ist dazu bestimmt, allen Gesetzwidrigkeiten und Exzessen möglichst vorzubeugen; erst da, wo sie dies nicht mehr bewirken kann, und Frevelthat verübt wurde, tritt die Strafgewalt ein. Die Staatspolizei hat die Aufgabe, eine solche Ordnung zu handhaben, daß Gesetzlosigkeiten, Mißhandlungen, Körperverletzungen nicht leicht verfallen können. Dieser Bestimmung kommt unsere äußere Polizei noch nicht nach. Meine Herren! daß unsere Polizeiverwaltung auf dem platten Lande unwirksam ist, mit einem Worte, daß sie nicht viel taugt, ist bekannt! Der

nöthig sein dürften, um alle jene Maßregeln ausführen zu können, die für die Herstellung einer uns auf dem Land so

---

Grund davon liegt aber keineswegs in Mangel an Tüchtigkeit von unten; die höchsten Stellen und die unteren Beamten an sich tragen davon keine Schuld. Diese ruht ganz allein in der Organisation, in der Erdrückung der äußeren Aemter mit den verschiedensten Geschäftslasten. Wie soll ein Landrichter in allen Distrikten seines übermäßig großen Landgerichts, das oft 8 bis 10 Stunden im Umfange hat, die Polizei handhaben mit einem Gerichtsdiener, zwei Gehülfen, und sechs oder acht Gensd'armes?! Das ist unmöglich, doppelt unmöglich, weil der Landrichter nicht bloß Polizeibeamter, sondern zugleich Beamter in allen nur irgend erdenklichen Geschäften aller erdenklichen Theile der Staatsverwaltung sein muß. Die ganze Last der Geschäfte, welche in den Mittelpunkten der obersten Staatsbehörden nur in einigen Papiermassen, in Berichten und Entschließungen sicht- und fühlbar werden, drückt in ihrem vollsten Umfange, in ihrer unüberwindlichen Schwere täglich und stündlich auf den Landgerichten und setzt ihn außer Möglichkeit, eine wirklich thätige Verwaltung zu führen. Somit liegt das Feld der Polizei auf dem Lande brach, hierin aber eine Hauptquelle der Beschwerden, welche Anlaß und Gegenstand des vorliegenden Gesetzentwurfes bilden, und hierin die Begründung meiner Ueberzeugung, daß er seinen Zweck zur Zeit nur wenig erreichen wird. Ich erkläre aufrichtig, ohne Gedankenhinterhalt, daß ich für diesen Entwurf schon deshalb stimme, weil er beitragen wird, die Gewißheit herzustellen, daß unsere Landgerichte in der bisherigen Art nimmermehr fortbestehen können." u. s. w. — — Also in der 73. Sitzung der Kammer der Abgeordneten am 12. August der Abgeordnete der Stadt Bamberg zur Ständeversammlung, Herr Dr. v. Hornthal. Wer auf dem Land lebt, wer, neben der unverkennbarsten Thätigkeit des gesammten Personals, in den verschiedensten, auch den Landgerichten, welche unter den ausgezeichnetsten Vorständen stehen, die Masse unleugbarer Mängel und Gebrechen kennen zu lernen Gelegenheit hat, die mit der derzeitigen Organisation dieser Gerichtshöfe nothwendig verbunden sind, wird gewiß gleich mir erkennen, daß die Worte des hochgeehrten Redners nur Wahrheit enthalten, ja wird sich's laut oder im Innern gestehen, daß ihm jedes derselben wie aus dem eigenen Herzen genommen ist. Hoffen wir also gleich ihm von der nächsten Zukunft das Beste!

nothwendigen, und doch so gut wie gar nicht vorhandenen, kräftigen Polizei je eher desto besser werden genommen werden müssen. So kann es ohne größere und immer größere Uebelstände nicht bleiben. Was ist es denn, das von mir und gewiß jedem redlichen Landwirth verlangt wird? Sicher nichts Ungewöhnliches. Vor Allem die seltensten Tanzmusiken. Warum? Vergleiche oben Kap. IV, §. 4. Möglichste Verlegung der Dorfkirchweihen auf einen, zwei, höchstens drei bestimmte Sonntage, verbunden mit der unbedingtesten Aufhebung der Winkelfeiertage, wie ich jene abgewürdigten Feste nennen möchte. Weshalb? Vergl. Kap. IV, §. 5 und §. 8. Strenge Beaufsichtigung der Wirthshäuser während der Werktage und unnachsichtliche Bestrafung des Nichtachtens auf die Polizeistunde. Wozu? Vergl. oben Kap. IV, §. 6 und §. 7. Rasches Untersuchen und Bestrafen aller Polizeisünden, als der überwiesenen Hurerei, des lüderlichen Lebens in Wirthshäusern bei Spiel-, Sauf- und Raufgelegenheiten, der Prellerei im Kleinen und Großen, der Faullenzerei an den sogenannten blauen Tagen, des unsittlichen Lärmens und Tobens bei Kindtaufen, Hochzeiten und selbst Leichenschmäusen u. s. w. Aber auf welche Weise? Kaum mit dem Prügel, dem Stock, der Ruthe, oder der Peitsche in der Haud, wie so viele Gelehrte und Ungelehrte jetzt wollen, aber gewiß auch nicht auf die bis jetzt übliche Art soll nntersucht und bestraft werden. *) Das wie überlasse ich

*) Jetzt dauerts oft Monate lang, bis Kleinigkeiten zur Untersuchung kommen, und trifft nach einem Viertel- oder halben Jahr, wenn nicht noch später, Spruch und Strafe ein, ist wohl die Sache selbst längst vergessen. Ist die Strafe gering, reizt sie nur zur größeren Unthat. Führt sie längere Einsperrung mit sich, hat sie auch die Unfähigkeit im Geleite, künftig anders, als wie von schlechten Streichen leben zu können. Hier wenigstens findet keiner wieder ein Unterkommen, der einmal im Arbeits- oder Zuchthaus gewesen ist, er müßte denn Wilddiebstahls halber eingesperrt worden sein. Doch in diesen Fall kommt wohl ohnehin kein arbeitslustiger Mensch, sondern nur der gefährliche Tagdieb. Was also thun? In manchen Ländern sollen die Strafkompanie'n Wunder thun, in andern die Deportation. Erstere können wir kaum nachahmen, aber ließe sich die letztere nicht anwenden? Wie wäre es z. B., wenn man die Taugenichtse, welche zum zweiten, oder gar zum dritten und noch öfteren Mal zur Einsperrung verurtheilt werden, so lange sitzen, und zwar in

wie jeder andere Landwirth füglich dem weisen Ermessen unserer erleuchteten Regierung, aber unser Sehnen nach Hilfe, unser lautes Flehen um solche verdenkt uns gewiß kein Städter!

Dies also das Gebiet, auf welchem der Landmann sich ohnmöglich selbst zu helfen vermag, wo er vielmehr Befreiung aus dem derzeitigen jammervollen Zustand nur von denen erwarten darf, die neben dem Willen zur Abhilfe auch die Macht haben, nämlich von seinen Obrigkeiten.

Aber es giebt einen anderen, für das Gedeihen aller Landeskultur nicht minder wichtigen Schauplatz, auf welchem unter den jetzigen Verhältnissen Einzelne mit sammt den Behörden so gut wie gar nichts, die Gemeinden als solche dagegen schon an und für sich recht Viel, in Verbindung mit ihren Obrigkeiten aber Alles zu leisten vermögen, ich meine die Acker- oder Feldpolizei in ihrer ganzen Ausdehnung. Ich darf und will darüber durchaus nicht unklar

---

gut eingerichteten Arbeitshäusern sitzen ließe, bis sie sich das nöthige Geld verdient hätten, um unter öffentlicher Aufsicht bis zum nächsten Hafen behufs der Ueberschiffung nach Amerika gebracht werden zu können? Am gegebenen Beispiel fehlt es nicht, es sind hier auf gleiche Weise politische Flüchtlinge, dort heimische Staatsgefangene der Möglichkeit beraubt worden, durch ihre Individualität Anderen oder dem Staat selbst Unheil zu bereiten. Ich müßte mich in allen meinen Erfahrungen täuschen, oder unsre altbayerischen Raufer sogut, wie die langfingrigen Streuner und sonstigen Sträflinge aus allen Kreisen unsres Vaterlandes würden den Gedanken an eine ewige Entfernung aus der Heimath nicht ertragen und eine solche Deportation für die schwerste aller Strafen erachten. Alle solche Bursche, und nicht minder die ihnen gleichenden Dirnen, fühlen sich nur in der Umgebung ihrer Bekannten und Genossen wohl, mögen anderwärts, eben weil sie ihr Handwerk nicht für ehrenwidrig halten, nicht einmal so gern stehlen, und würden sich gewiß hüten, der Polizei in die Hände zu fallen, wüßten sie von dem Abverdienen jenes nöthigen Reisegeldes! Und welch' Glück für solche vierschrötige Raufer, wenn sie ihre Fäuste in den amerikanischen Wäldern üben können, welche Wohlthat für uns, wenn wir ihrer und ihrer Genossen ehrlichen und unehrlichen Gelichters auf so bequeme Weise los zu werden vermögen!

sein. Daß wir vor Allem, wenigstens dahier zu Land,*) aller und jeder Feldpolizei entbehren, sollte ich eigentlich gar nicht erst wiederholt erwähnen dürfen, denn es geht nothwendig aus

*) Leider geht es anderwärts nicht besser zu. Von den vielen Stimmen, welche sich darüber seit kurzer Zeit erhoben haben, will ich der Kürze halber nur zwei anführen. So lesen wir im Centralblatt Mon. Dezembee 1836, p. 823 von einem ungenannten Vereinsmitgliede, dessen Aufsatz ich schon oben p. 5 angezogen habe, folgende Notiz über Altbayern. „Rechne man zu allem diesen noch die unter aller Kritik schlechte Feld-Polizei in mancher Gegend, — (in Altbayern giebt es Landgerichtsbezirke, wo z. B. unter siebenzig Gemeinden höchstens zehn eine Flurordnung und einen Flurwächter haben, und doch fordert und wünscht man den Aufschwung der Landwirthschaft; auf die Herstellung der Grundbedingung derselben, auf strenge Feldpolizei, wird aber nicht gedrungen!! Höchstens Maßregeln auf dem Papiere, aber ohne Vollzug in der Wirklichkeit!!) —, dann möchte sich das zum Theil sehr glänzende Gemälde — (des Verfassers eines früheren Aufsatzes) —, besonders was Altbayern betrifft, sehr trübe herausstellen." — — Noch bestimmter spricht sich über diesen Gegenstand der allen lesenden Oekonomen so wohlbekannte Freiherr v. Aretin aus. Er führt nämlich unter den Veranlassungen, welche die Großgutsbesitzer abhalten, auf ihren Gütern zu wohnen und dieselben selbst zu verwalten, ausdrücklich den fast überall herrschenden Mangel einer guten Ackerpolizei mit auf. Er fügt dann zu (vergl. Centralbl. Mon. Januar 1837); — „Wenn der Gutsbesitzer zum Voraus berechnen kann, daß jede Verbesserung, die er vornimmt, nicht ihm selbst, sondern einem Dritten zu gut kommt: daß seine Wiesen und Kleefelder zur Nachtzeit von fremdem Vieh behütet, oder sonst ihres Schmuckes beraubt werden; daß sein schon geschnittenes, auf dem Felde liegendes Getreide zur Nachtzeit entführt wird; und wenn man gegen solche Frevel nirgends Schutz und Gehör findet, ausgenommen die Thäter werden auf frischer That erwischt, gepfändet, uud bekennen sich zu dem Eigenthume des Pfandes; da muß jede Aufmunterung zum Selbstbetriebe der Landwirthschaft aufhören, und jede Lust zu Verbesserungen erlöschen. Wenn nun die Unverschämtheit der Felddiebe so weit geht, daß sie die Beschädigten mit argen Drohungen einzuschüchtern wissen, und Jene, um größeren Beschädigungen und Gefahren zu entgehen, sich fast alles gefallen lassen und schweigen müssen, da ist vollends alles Eigenthum Preis gegeben. Da ist der große

der so oft erhobenen Klage über Mangel an öffentlicher Sicherheit hervor. Nur wie weit es hier in diesem Bezug schon gekommen ist, muß ich wohl näher darthun. Eben in dem Augenblick, wo ich diese Zeilen niederschreibe, erfahre ich, daß einem der wenigst begüterten Bauern meiner Gemeinde, welcher aber zufällig heuer mit den schönsten Flachs gebaut hatte, in der letzteren Nacht die Hälfte eben dieses Flachses vom Trockenplatz fortgetragen worden ist. Solche Diebstähle sind wöchentlich, ja täglich an der Ordnung; die gesteckten Kartoffeln im Frühjahr, die reifen im Herbst, Korn, Gerste, Waizen, vorzüglich Hopfen, alle Futtergewächse, nichts ist genug zu bewachen und zu bewahren. Eben so steht's mit den Ackergeräthschaften. Anderwärts kann man sorglos über Mittag und länger Pflüge,

---

Gutsbesitzer und der Bauer nur Sklave der Kleingütler und Taglöhner, und der ihnen zum Aufenthalte und zur Ernährung eingeschaften Individuen. In Bayern ist zwar durch das letzte Gemeinde-Edikt jeder Gemeinde das Recht eingeräumt worden, eigene Flurauffseher anzustellen. Allein die Landleute scheuen theils diesen neuen Zuwachs von Gemeindeausgaben, der sich übrigens häufig auf beinahe nichts reduziren ließe; theils sind sie bereits eingeschüchtert, wohl auch daran gewöhnt, und zu gutmühig oder auch selbst betheiligt, um dergleichen Vorgänge hoch anzuschlagen. Die kleineren Gutsbesitzer haben keine Ursache, hierin auf Abstellung zu dringen, und so wird darüber selten ein Gemeindeschluß gefaßt und kräftig ausgeführt werden. Diejenigen, welche auf ihr Eigenthum mehr Aufmerksamkeit haben, und zum Schutz desselben eigne Flurauffseher gerne haben möchten, können dadurch nicht zum Ziele gelangen, und die Exzesse dauern fort. Es wäre daher zu wünschen, daß die Regierung hier nicht bloß erlaubnißweise, sondern hie und da nach dem Gutachten der Polizeistellen auch befehlsweise verfahren möchte." u. s. w. Aber was hilft am Ende auch ein Flurer der Art, wie wir sie jetzt gewöhnlich haben, die meist auf dem einen Auge blind sind und das andere Krankheits oder Alters halber verbunden haben? Ja zugegeben, der bestellte Flurer wollte oder könnte seine Schuldigkeit im vollsten Maße thun, was brächte er denen, die ihn bezahlen, für Nutzen, so lange das Erwischen eines Diebes vor Gericht noch mehr Kosten macht, als oft der geübte größte Diebstahl werth ist? Gewiß, so lange nicht alle Gemeinden sich kräftig vereinigen und zu dem noch energische Unterstützung von Außen erhalten, bleibt unsere gesammte Feldpolizei eine papierene.

Eggen, Wagen u. s. w. auf dem Feld lassen. Hier muß man froh sein, wenn einem alle diese Dinge nicht aus dem geschlossenen Hof oder gar der Scheuer davongetragen werden. Ja man hat Beispiele, daß Landwirthen, die mit dem Pflug auf dem Düngerwagen zu Feld gefahren waren, vom letzteren ein oder zwei Räder abgezogen und gestohlen worden sind, während sie selbst dem Feld entlang ackerten. Alles dies geschieht des lieben Eisens halber, welches 'runter gerissen und an jüdische wie christliche Diebshehler verkauft wird. Nicht anders ergeht's mit dem Holz. Daß man seine Scheite nicht im Wald stehen lassen kann, wird jeder natürlich finden. Aber beklagenswerth ist's, daß man es schon gemacht noch im Hof bewachen darf. Gerade in diesem Augenblick erhalte ich die Nr. 26 des jungen Cronacher Anzeigers. Da heißt's pag. 104: „Wie sehr der Feldbaumzucht auf dem Lande, trotz aller Aufmunterung und Verordnungen von höherer Seite, entgegengetreten wird, zeigt folgende ruchlose Handlung. In der Nacht vom 21. August wurden auf dem Acker des Hrn. Pfarrers zu Königsfeld, Landgerichts Hollfeld, auf dem Gebirge, alle seine mit Fleiß und Mühe gezogenen Bäume durch die Hand eines zur Zeit noch unbekannten boshaften Menschen abgehauen. Ebenso erging es auch manchem fleißigen Oekonomen allda mit seinem Hopfen. Es wäre daher höchst erwünschlich, wenn doch einmal ein Flurer, resp. Feld- und Waldaufseher daselbst aufgestellt, und das Verbot des Einzelhütens der Gänse und des Rindviehes, wodurch der meiste Schaden geschieht, von Seite der Polizei strengstens gehandhabt würde." Dem könnte ich noch gar Manches zufügen, vom Oeffnen der Schweinställe und dem Ersticken der Schweine in denselben, vom Erbrechen, resp. in der neuesten Zeit vom unbemerkbaren Oeffnen der Keller und dem Ausleeren der Fässer, vom Stehlen der Bienenstöcke u. s. w. Daß unter solchen Umständen hier kein Oekonom daran denken könnte, seine Getreideernte eine Zeit lang auf dem Feld selbst aufzuschichten, wie es anderwärts, zumal in Norddeutschland geschieht, versteht sich von selbst. Noch ärger ergeht's aber mit dem Obst, das weder grün noch reif, weder auf dem Baum noch auf der Darre sicher ist. *) Ich selbst muß da

---

*) Daß in der hiesigen Gegend ganze Fluren daran sind, ihrer herrlichsten Zierde, der Obstbäume, verlustig zu werden, habe ich schon oben dargethan. Vergl. Kap. I, §. 3 u. Anmerk. Ebenso

ein Geständniß ablegen, dessen ich mich unter anderen Umständen sicher schämen würde. Schon vor fünf Jahren nämlich habe ich auf meinem Gut wohl ein halbes Tausend zum größeren Theil schöner Obstbäume heraushauen lassen, die theils von meinem Vorfahrer gepflanzt, theils von mir selbst nachgesetzt worden waren. Gott ist mein Zeuge, daß ich es nicht eher habe thun lassen, als bis ich mir nicht anders zu helfen wußte. Entweder hätte ich die diebischen Canaillen groß und klein dutzendweis mit Pulver und Blei begrüßen, oder es gestatten müssen, daß mein erbautes Obst nach wie vor mit sammt den Aesten abgeschlagen, und das Getreide oder jede andere Fruchtgattung unter den Bäumen mit Füßen getreten worden wäre. *) Da ich nun weder das Eine noch das Andere wollte, so mußte ich mich füglich zur Ausrottung bequemen. Gern beantworte ich hier zwei Fragen, die dir wahrscheinlich schon auf der Zunge schweben. Ist denn wirklich die Menge schlechten Gesindels so

---

habe ich angedeutet, daß man jede kostbare Wiederanpflanzung, oder Vermehrung der schon vorhandenen Obstkultur wenigstens den Einzelnen nicht eben verargen könne. Ist's anderwärts vielleicht besser? Woher sich nur eine Stimme über den Verfall des Obstbaues in Bayern erhebt, da nennt sie auch laut den Frevel, welcher von nichtswürdigen Händen an jungen und alten Bäumen begangen wird, als Grundursache des Uebels. So steht es mit unserer Sicherheit des Privateigenthum's auf dem Land!

*) Das üble Beispiel auf den Feldern glaubte ich allerdings durch Anlegung einer Musterobstschule und Pflanzung in meinen Gärten wieder gut machen und selbst aufwiegen zu können. Nicht ohne nahmhafte Opfer habe ich unmittelbar aus Frankreich eine bedeutende Menge feinerer Obstbäume kommen lassen, deren edle Früchte in der ganzen Umgegend hier früher gar nicht gekannt waren. Ebenso habe ich eine nicht unansehnliche Schule von Apfel- und Birnensorten angelegt, deren sämmtliche Wildlinge ich ebenfalls aus Frankreich bezogen habe. Daneben habe ich nicht ohne Glück den Versuch gemacht, aus den Rhein- und Moselgegenden in meine Gärten die edelsten Reben zu versetzen. Anfänglich lebte ich der freudigen Hoffnung, es würden von meinen Anlagen aus in die Gärten der Bauern recht bald Reiser dieser edlen Fremdlinge wandern, nach und nach mußte ich aber von derselben zurückkommen. Bis heute hat, einige Kunst- und Herrschaftsgärtner ausgenommen, sich noch kein Landwirth aus der hiesigen Gegend um meine Schule bekümmert.

groß, willst du wissen, und greifen denn die Behörden gar nicht ein? Auf die erstere Frage muß ich leider mit einem bestimmten Ja antworten. Könnte ich doch aus meiner unmittelbaren Nachbarschaft ein Dorf nennen, dessen vorletzter Pfarrer bei'm Abzug vom Ort in das Kirchenbuch die für seinen Nachfolger eben nicht einladende Erklärung eingetragen hat, „daß sich seine Gemeinde fast ausschließend vom Felddiebstahl nähre," und, — nun ich will des lieben Friedens halber nicht untersuchen, ob diese Erklärung jetzt eine Bestätigung finden würde, aber meiner eignen Ueberzeugung bin ich es schuldig, zuzufügen, daß ich eben jenes Dorf noch heute für eines der besseren halte. Wozu bei der Unbestrittenheit der Sache noch anderer erwähnen? Aber es giebt ja Gerichte! Allerdings, und zwar Gerichte, über die, ich wiederhole es, sich Niemand je beklagen wird, der die Sachlage zu würdigen weiß. Ob dieselben aber mit dem besten Willen im Stand sein dürften, dem Uebel abzuhelfen, ist eine andere Frage. *) Ich für meine Person glaube dieselbe mit einem offenen Nein beantworten zu müssen. Bleiben wir der Kürze halber bei'm Obstbaum stehen. **)

---

*) Wie geradezu unmöglich es sei, für erlittenen Schaden durch Feldfrevel, wie man sich ausdrückt, um das sachgemäßere Wort Diebstahl zu vermeiden, bei Gericht Ersatz und Sicherstellung zu finden, dies lehrt uns der kundige Irlbeck III. p. 66 u. s. f. in einem Aufsatz, den ich seiner Länge wegen leider nicht wiedergeben kann. Ein Bauer, dies ist das Ergebniß, erleidet durch volle 18 Jahre von einem schlechten Nachbar außer endlosem Aerger, Verdruß, selbst körperliche Mißhandlungen u. s. w. nicht weniger als gegen 200 fl., sage gegen zwei hundert Gulden nachweisbaren Schaden, und erhält endlich vom Landgericht — gar keine Hilfe, von der Gemeindeverwaltung aber 1 fl., sage einen Gulden Schadenersatz zuerkannt, den er jedoch, wie es scheint, auch kaum bekommen haben dürfte. So geht man mit dem Bauer um, was würde da ein Städter sagen, der doch all sein Hab und Gut hinter Schloß und Riegel legen kann?

**) Je bestimmter ich überzeugt bin, daß der Grund und Boden des hiesigen Landwirths, wenige Lagen ausgenommen, zum Obstbau wie geschaffen ist, desto weher thut es mir, es mir selbst gestehen zu müssen, daß bei einer Fortdauer des jetzigen Zustandes, was der gute Gott verhüten wolle, an eine eigentliche Obstbaumzucht doch nie gedacht werden kann. Wie unglücklich ist dieser Zustand,

Welcher Dieb wird wohl mit einer hinlänglichen Masse gestohlenen Obstes in Hut, Tasche, Schürze, Korb oder Sack erwischt, und zwar so vor Zeugen und über der That selbst erwischt, daß er nicht läugnen kann, um einen Werth abschätzen lassen zu können, der hoch genug für die Einreichung einer Klage bei'm Landgericht ist? Ehe er auf solche Weise ertappt wird, stiehlt er wohl zehn Jahre oder gleich sein ganzes Leben hindurch. Und gesetzt, es gelingt dir einmal, von fünfzig Dieben einen und obend'rein unter so günstigen Nebenumständen zu fangen, was dann? Wenn du noch vier-, sechsmal im Landgericht gewesen bist, deine Zeit verlaufen und viel Aerger gehabt hast, dann kannst du es zu dem doppelten Vortheil bringen, daß du selbst so viel wie nichts erhältst, den Dieb aber so zu sagen vor Gericht zum nunmehrigen Eigenthümer der gestohlenen Waare stempelst, und ihn überdies zu noch größeren Bosheitsstreichen ermuthigst. Gott bewahre dich wie mich vor ferneren Klagen über Diebstahl auf Feldern und Wiesen! Was ein solcher Schurke, bis er das wenige unreife Obst mit Prügeln von den Bäumen herunterwerfen kann, an diesen selbst für Schaden macht, bedarf kaum der Erwähnung. Aeste werden zerknickt, halbe Bäume zersplittert, schwächere ganz umgebrochen, dazu die Feldfrüchte niedergetreten; — aber man würdigt dies auch vor Gericht keiner Erwähnung, eben weil man nicht kann, weil, so lange es sich von bloßem Frevel handelt, und nicht vom Diebstahl, vom allergröbsten und darum auch strafbarsten Diebstahl handelt, man fast nothgedrungen den Frevler mehr, als den Beschädigten in Schutz nehmen wird. Da sollte kein Wort vom Obstbau, noch weniger ein solches über Wiederbelebung, Vermehrung, Ausdehnung der Obstbaumzucht u. s. w. verloren werden; denn wo der Baum nicht sicher ist, wie kann sich's da von besserer oder minder guter Frucht handeln? Ergeht's nicht den öffentlichen Anlagen eben so schlimm? Ich will nur an unsre sogenannten Industrie- oder Schulgärten erinnern, und an die Straßenalleen, mit denen wir trotz aller klimatischen Vorzüge noch weit hinter selbst den nördlichsten Provinzen Deutschlands zurück sind. Ja, diese Industriegärten! *)

---

wie beklagenswerth wäre er erst, dürften wir nicht mit voller Zuversicht auf eine baldige Abhilfe rechnen!

*) Meiner Meinung nach könnte doch die treffliche Idee, welche unserer immer nur das Beste wollenden Regierung bei der An-

Bei Gott, wüßte ich nicht, daß hier keine Schweinszucht getrieben und überhaupt keine Schweine im Freien gezogen und gehalten werden, ich würde ganze Dutzende solcher Gärten, die ich kenne, für mehr oder weniger großartige Schweinsställe halten. In manchen steht nicht ein einziger Obstbaum, in der Regel aber wird unter den wenigen wilden Stämmen nichts gezogen und gebaut, als die liebe Kartoffel und wieder die liebe Kartoffel. Und leider scheint dies überall so zu sein, wenigstens habe ich mir es noch immer sagen lassen müssen.*) Aber legen wir denn nicht alle Augenblicke eine neue Allee an? Nichts ist gewisser, aber eben so gewiß, daß die Fleckchen rar sind, wo wir uns in solchen neuen Alleen nur ein Stück Wegs vor den Strahlen der Sonne verbergen können. Ich selbst könnte ein Beispiel so gut wie mit Händen greifen, um mich so auszudrücken. Plötzlich wurde ein schönes Stück der Straße, welche sich im Thal der reichen Ebrach aufwärts zieht, nach Verordnung mit Obstbäumen bepflanzt; aber nur daß dem Befehl nach Kräften und Willen **) genügt worden war, so waren die sämmtlichen Stämmchen mit sammt den Wegweisern und Ortstafeln schon wieder von ruchlosen Händen herausgerissen und — sind es noch heute!***)

---

ordnung dieser Gärten vorgeschwebt hat, realisirt werden, wenn man dieselben mit sammt ihren Inhabern, den Schullehrern, gerade für diesen Zweck unter besondere Aufsicht und Leitung nehmen würde!

*) So heißt es auch im Centralblatt Mon. Januar 1837 p. 823. „Die Baumschulen, die bei jeder Schule (wie viele Dörfer haben nicht einmal eine Schule) sein sollten, stehen in den Verordnungen, nicht aber in der Wirklichkeit.“ Ach Gott, da sind sie wirklich, aber in welcher Wirklichkeit!

**) Wer da meinte, es würden bei solchen Gelegenheiten immer gute Obstbäumchen, oder auch nur Wildlinge gesetzt, irrt sehr. Oft kommt es vor, daß der erste beste abgerissene Zweig eingesenkt wird.

***) In manchen Gegenden weiß ich gar nicht, ob dies nicht mehr Geschmack verräth, als das Pflanzen. Alleen passen nur für Straßen, die möglichst gerade gelegt sind. Auf Wegen, wo man sich der ewigen Krümmungen und Ecken halber immer im Geradeausgehen um seine eigene Axe zu drehen scheint, verderben sie nur die Aussicht und rauben also oft das einzige dem Reisenden gelassene Vergnügen. Paßt selbst auf große Straßen, z. B. die

Genug von dem, was nicht sein sollte, wenden wir uns dem zu, was sein sollte.

Täusche ich mich anders nicht, so könnte man Allem diesen auf einem dreifachen Wege am sichersten und erfolgreichsten entgegen treten. Zuerst muß dem Einzelnen, also dem Beschädigten, voller Ersatz seines Schadens zugesichert werden. Wie dies geschehen könne, darüber steht uns schon aus der einen oder andern Gegend, wenn auch nicht in hinlänglichem Maße, die Erfahrung zur Hand. Die Gemeinde muß für jeden innerhalb ihrer Markung den Einzelnen zugefügten Schaden in Gärten, Wiesen und Aeckern als Gemeinde Entschädigung, und zwar ungeschmälerte Entschädigung reichen! Das Stehlen selbst, eben so wenig die Streiche des Muthwillens, der Bosheit, der Nachläßigkeit, werden da freilich noch nicht auf einmal beseitigt; denn welche Gewalt, als eine göttliche, könnte uns auf einmal von allen Schlechten befreien? Aber zwei Vortheile wird eine solche Gemeinde alsbald erreichen, den, daß die Einzelnen getrost anfangen können, zu kultiviren, zu pflanzen, zu bauen, weil sie wenigstens ihre Kosten im schlimmsten Fall wieder erhalten, und den, daß die Gemeindeglieder, wenn sie alle zu den Entschädigungssummen beitragen müssen, die natürlichste Aufforderung zur Mitbeaufsichtigung erhalten. Die meisten Diebe birgt jede Gemeinde in ihrer Mitte. Jetzt rührt sich Keiner, wenn er einen Dieb oder Frevler auf dem Feld eines Dritten sieht; muß er aber diesem Dritten den Schaden mit ersetzen helfen, dann wird er schon reden. Müssen sich die Diebe, Frevler u. s. w., ich will ganz offen reden, denn unter diese Categorie kann man oft ganze Dörfer bringen, erst unter einander und vor einander fürchten, dann ist schon Viel gewonnen. Also vor Allem müssen sich die Gemeinden freiwillig oder gezwungen entschließen, eine jede für sich und als solche den Einzelnen allen ihnen zugefügten Schaden möglichst zu vergüten! Es wird da noch manchen Uebelstand geben, z. B. schlecht begrenzte Flurmarkung, ja völlige Zerstreuung und Zerstückelung des Gesammtbesitzthums einer Gemeinde. Darum muß,

---

von Forchheim nach Bamberg, an deren Seiten sich eine hohe (Pappel-, Linden-, Kastanien- ꝛc.) Allee des ununterbrochenen Zickzacks — (bei Forchheim) — halber toll genug ausnehmen müßte!

um die Hilfe kräftiger, die Aenderung des jetzigen Zustandes dauernder zu machen, noch mehr geschehen, es muß ferner von allen Seiten darauf hingearbeitet werden, daß sich nicht hier und da bloß eine einzelne Gemeinde zu solcher Einrichtung entschließt, sondern daß sich immer mehre, nach und nach viele, endlich alle, ich wiederhole es, freiwillig oder gezwungen für diesen Zweck unter einander vereinigen und anschließen! Auch dafür steht uns schon die Erfahrung belehrend und bestätigend zur Seite. Ich kenne Dörfer, innerhalb deren Flurmarkung kein Apfel vom Baum, keine Frucht vom Feld, kein Geräth u. s. w. aus dem Hof gestohlen wird. *) Warum nicht überall? Natürlich rede ich da nur von heimischen Dieben und Frevlern. Gegen fremde Streuner wird man erst Schutz haben, wenn — — —, darüber sogleich. Genug, Viel ist erreicht, wenn einzelne Gemeinden sich zu solcher Einrichtung bewegen lassen, noch mehr wird gewonnen, wenn sich mehre, viele, ja alle anschließen, aber ganz wird die Aufgabe erst gelöst werden, wenn endlich die Staatspolizei mit der Feldpolizei Hand in Hand gehen wird, mit andern Worten, wenn die Behörden in den Stand gesetzt werden, die von den Gemeinden als solchen zur Sicherung der Einzelnen getroffenen Veranstaltungen auf jede nur mögliche Weise kräftig zu unterstützen. Wie das? Meine Antwort ist kurz: — durch strenge Beaufsichtigung derer, welche von den Gemeinden als der Dieberei und des Frevelns für verdächtig erklärt, durch unnachsichtliche Bestrafung solcher, welche von denselben als Diebe und Frevler angezeigt werden! Werden sich aber auch die Gemeinden je zu solchen Schritten, die ihnen alle Taugenichtse auf den Hals bringen müssen, bewegen lassen? Bei der Fortdauer des jetzigen Zustandes gewiß nicht; aber wenn ich von Bezeichnung der Verdächtigen, von Anzeigen der Schuldigen durch die Gemeinden rede, so habe ich Gemeinden vor Augen, die bereits dahin gebracht sind, daß sie den Verein gegenseitiger Schadloshaltung eingegangen haben. In solchen gewinnen Schreier, Droher, Raufer, Frevler u. dgl. die Oberhand nicht wieder.

*) Gleiches höre ich in meiner unmittelbarsten Nachbarschaft von einigen Dörfern rühmen, wie Bug, Höfen, Schallez, Neuhaus, sämmtlich in das Landgericht Bamberg II. gehörig.

Darum noch einmal, so wie jetzt, kann es ferner nicht bleiben. Wo das Uebel liegt, habe ich gezeigt, welche Wege eingeschlagen werden müssen, glaube ich nicht minder dargethan zu haben. Wer zweifelt, daß der besseren Einzelnen überall genug gefunden werden, um die Gemeinden zum Wahren und Rechten zu führen, der irrt sich. Aber die haben Recht, welche der Meinung sind, daß das Streben der Einzelnen in den Gemeinden und der Gemeinden selbst inmitten des Ganzen so lange ein vergebliches oder doch nur ein halbes sein und bleiben wird, wie lange nicht auch die Behörden in den Stand gesetzt werden, kräftiger als bis jetzt dazu beizutragen, daß das Schlechte, wo es sich nur immer finde, aus dem Weg geräumt oder doch unschädlich gemacht, das Gute dagegen, wer es auch übe, befördert, belohnt, oder doch wenigstens unter den öffentlichen Schutz gestellt werde!

Sechstes Kapitel.

Einige Nachträge.

§. 1.

Kaum kann man in der jetzigen Zeit ein öffentliches Blatt aufschlagen, ohne von den ununterbrochenen Auswanderungen nach Nordamerika zu lesen. Ja selbst die hinteren Spalten der Zeitungen, welche in der Regel den amtlichen Mittheilungen gewidmet sind, und darum seit langen Jahren außer Verstrichen und dergleichen meist nur Steckbriefe und Gantanzeigen enthielten, bieten jetzt das merkwürdige Beispiel, daß alle Augenblicke ein Ehepaar auf dem Land von gerichtswegen seine demnächste Abreise öffentlich bekannt macht. Wer diese Zeichen der Zeit übersieht, thut sehr unrecht. Freilich ist das Auswandern an und für sich weder etwas Neues, noch etwas Schlimmes. Aber man war doch nur gewohnt, Städter in Masse, vom Land höchstens hier und da einen Brodlosen, aus Bayern fortziehen zu sehen. Wie mag es kommen, daß wir jetzt sich ganze Dörfer regen, den Auswanderungsgeist in mehr denn einem Landgericht auf einmal spucken sehen? Sind's die amerikanischen Consuln? Gewiß nicht, wenngleich wir sie dann und wann von der Unkenntniß der Auswanderer profitiren sehen. Sind's die Emissaire der Bremer Schiffsherrn? Sicher eben so wenig; denn wie oft sie auch über Unfug ertappt worden sein mögen, die durch alle Stände bemerkbare Gleichgültigkeit gegen den eignen Heerd, und die aus dieser hervorgehende Auswanderungslust selbst kann ihnen wohl kein Unterrichteter zur Last legen. Woher dann dies Alles? In welche Verlegenheit

käme ich, wäre es wirklich dein Ernst, von mir zu verlangen, daß ich Alles, was ich bis jetzt gesagt, wiederholen sollte. Dagegen darfst du mir auf mein Wort glauben, daß alle jene, über deren Auswanderung wir uns mit Recht so sehr wundern, die wir nicht ohne Bedauern aus der uns über alles theuren Heimath scheiden sehen können, und denen daher unser Blick theilnehmend folgt, sicher daheim bleiben und mit uns ferner redlich leben würden, wüßten sie, wie sie sich auch daheim helfen, wie sie auch auf anderem, als dem Weg nach dem fernen Amerika, den gesuchten Wohlstand finden können.*) Helfen wir also alle zusammen, solche Wanderer zurückzuhalten! Wodurch? Durch landgerichtliche, rentamtliche, polizeiliche Hemmungen gewiß nicht; aber wohl durch Belehrung über ihre eigentliche Lage, durch Hilfe bei fehlenden Mitteln, durch Schütz vor Allem, was dem besseren Streben jetzt hindernd und feindselig entgegen tritt. Was sonst? Vielleicht immer mehr Städte wie Orb u. dgl. daheim, und Tausende braver Arbeiter auf dem Weg zu einer neuen Heimath!

§. 2.

Nichts ist gewisser, als daß unsere erleuchtete Regierung unser Bestes will, das wissen wir Landwirthe bis auf den Letzten alle. Aber um das Beste ausführen zu können, muß man erst sich vom Schlimmen überzeugen. Dies kann nicht aus Berichten, nicht aus Schriften erkannt werden, hier führt nur ein Weg zum Ziel, der des persönlichen Anschauens und Prüfens. Mit welch freudigem Dank würden wir es auf dem Land erkennen, besuchte uns dann und wann vom Sitz der Regierung aus ein Commissair, der sich an Ort und Stelle von unserer Lage überzeugen, mit uns über unsere Gegenwart und Zukunft, das heißt, über unsre Klagen und Hoffnungen, besprechen, und so sich selbst die Möglichkeit verschaffen könnte, für den Rath, welchem er angehört, ein besseres Bild von dem

---

*) Viele andere, die innere Unruhe, eine gewisse Heimathslosigkeit des Geistes und des Gemüthes, ein unstetes Haschen nach dem Fernen und Unbekannten, oder gar ein hoher Grad von Zügellosigkeit der See zuführt, wollen wir zu ihrem oder wenigstens unserem Besten ja gerne ziehen lassen!

Zustand des Lebens auf dem Land mit heimzubringen, als es sich je aus einer andern Quelle wird schöpfen lassen. *)

§. 3.

Man ist von jeher gewohnt gewesen, Korporationen wie Einzelne für ausgezeichnetes Streben zu belohnen. Die Geschichte unseres Vaterlandes lehrt uns, daß unzählige Vorrechte einzelner Städte, ja einzelner Zünfte oder Bewohnerklassen in den verschiedenen Städten aus Zeiten stammen, wo es in Krieg und Frieden nicht an Gelegenheit fehlte, sich solche durch die Gnade der Herrscher zu erwerben. Noch jetzt herrscht in allen europäischen Staaten die schöne Gewohnheit, die Fahnen tapferer Regimenter mit Orden gleich Einzelne zu zieren. Sollte ein ähnlicher Grundsatz nicht auch in Bezug auf solche Landgemeinden gehandhabt werden können, die sich beeifern, das Ihrige zur Verbesserung ihrer derzeitigen, so mißlichen Lage bereitwillig und kräftigst beizutragen? Ich habe schon oben, wie vom Dekoriren der Einzelnen, so von der Belohnuug ganzer Gemeinden durch Beschenkung mit zweckmäßigeren Pflügen, schönem Zuchtvieh u. s. w. gesprochen: — bin ich unbescheiden, wenn ich darauf zurückkomme, und den Wunsch ausdrücke, es möge dies, und noch mehr als dies geschehen?

§. 4.

Ehe ich schließe, muß ich noch einmal auf den Monatsklee zurückkommen, als auf das nach meiner Meinung einzige Mittel, wenigstens dahier in unsern Thälern, dem immer drückender werdenden Elend der Armen auf dem Land abzuhelfen, und somit auch zugleich einer der Grundursachen des mehr

*) Ein Schritt zur Erfüllung dieses Wunsches ist wenigstens im Obermainkreis bereits geschehen, nämlich durch Aufstellung sogenannter Mittelsorgane zwischen der königl. Regierung und dem Centralkomité einerseits, und zwischen der Regierung und den sämmtlichen Landwirthen andrerseits. Diese Einrichtung hat jedem Oekonomen im Obermainkreis einen neuen Beweis von den geneigten Gesinnungen der hohen Regierung geben müssen, doch von der Wirksamkeit derselben kann ich, obgleich selbst Mitglied, natürlich nicht sprechen, da sie nur erst in's Leben getreten ist.

und mehr überhandnehmenden Diebstahls für immer vorzubeugen. Jede Gemeinde hat nämlich mehr oder weniger viele öde Plätze, Hutanger, Ränge, Wände, Hohlwege, Hecken, die nur Ungeziefer bergen, Waldsäume u. s. w. Könnte man es nicht Dorf für Dorf dahin bringen, daß diese öden Plätze den Bedürftigen gegen mäßigen Zins unter der Bedingung in Pacht gegeben würden, daß dieselben von ihnen lediglich mit diesem Klee angebaut würden? So erhielten solche Familien Futter für ein oder zwei Stück Vieh, die Gemeinden eine kleine Einnahme und obend'rein Befreiung von einer großen Last, die Ortsobrigkeit aber alle Möglichkeit, den Futterbedarf der Armen kontrolliren und ihnen das Handwerk des Stehlens legen zu können!

§. 5.

So bleibt mir denn nur übrig, von denen Abschied zu nehmen, an welche ich diese Bogen gerichtet habe, das heißt, von Allen, die, was ich niedergeschrieben, künftig lesen werden. Wie viele, oder wie wenige deren seien, mögen sie nur, wenn sie diese Schrift aus der Hand legen, ihre Urtheile nachsichtig fällen, wo sie meine Ansicht nicht theilen können, aber auch bereitwillig und fertig zur Hilfe sein, wo sie mit mir diese nöthig finden! Dixi.

Berichtigung.

Seite 27, Zeile 6 von oben lies: 15 — 30, statt 15 — 50.
„ 44 schreibe §. 9, statt §. 2.

Unwesentlichere Fehler, wie Seite 38, Zeile 13 v. oben: wahen statt wahren u. dgl. verbessere selbst.

Graser, J. B., Dr., k. bayer. Regierungs- und Kreis-Schulrath, Stunden der Andacht für studierende und gebildete Jünglinge zur Erregung und Uebung des wahren Sinnes für Religion und Kirchenthum. In zwei Theilen; zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. 8. geb. 16 Ggr. od. 1 fl. 12 kr.

Wir erlauben uns, die Herren Vorsteher der höheren Lehranstalten, so wie alle Erzieher und gebildetere Jünglinge auf dieses vorzügliche Andachtsbuch des im Fache der Pädagogik längst ruhmvoll bekannten Hrn. Reg.- u. Kr.-Schulrathes Graser um so mehr aufmerksamzu machen, als dasselbe auch in dieser zweiten sehr verb. Ausgabe den Beifall des königl. bayer. Staatsministeriums des Innern und die Approbation und ausdrückliche Empfehlung des erzbischöflichen Ordinariates zu Bamberg erhalten hat.

Hölzl, Heinrich Dr., die Grafen Osinski. Tragödie in drei Akten. 8. geh. 20 gGr. od. 1 fl. 30 kr.

Landerer, Dr., die Heilquellen in Griechenland. Beschreibung der Heilquellen von Patradgik, Aidipso und Thermopylen. 1838. 8. geh. 6 gGr. oder 24 kr.

Lerchenfeld, Domprobst Freiherr v., Kirchenrede bei dem feierlichen Gottesdienste für Se. k. Hoheit den durchl. Herrn Herrn Wilhelm von Bayern rc. rc., gehalten den 16. Jan. 1837 zu Bamberg. gr. 4. 1837. geh. 3 gGr. od. 12 kr.

Rion, J., Dr., Blumensträußchen oder moralische Erzählungen für die Jugend und ihre Freunde. Neu herausgegeben. 8. in Umschlag. 6 gGr. od. 24 kr.

Der als Jugendschriftsteller bereits bekannte Hr. Verfasser giebt in diesem Büchlein vier anmuthig belehrende Erzählungen: 1) Timotheus, der bekehrte Heidenknabe. 2) Natalie, ein Muster der Kindesliebe. 3) Der edle Aladin, oder Lohn der Tugend. 4) Das Mädchen mit dem lahmen Beine, und damit ein freundliches sehr empfehlenswerthes Weihnachtsgeschenke.

Sabalitschka, P., die Vorschule zur Schule der heiligen Religion. Eine Fibel für jene Schulen, welche das Lesen durch das Schreiben lehren. Neue unveränderte Ausgabe. 8. geb. 15 kr.

Dieses Büchlein hat sich seit mehreren Jahren in den Schulen als sehr brauchbar erwiesen, ist den allerhöchsten Vorschriften ganz entsprechend verfaßt und daher allen Schullehrern zu Benutzung bei dem Unterrichte zu empfehlen.

Speyer, Dr. Assess. der Mediz. Comite zu Bamberg rc. Unterweisung für die Cholera-Kranken-Wärter des platten Landes. gr. 8. geh. Preis 12 kr. (In Parthien zu 25 Exemplaren 6 kr.)

Strehler, M., Dr., die morgenländische Brechruhr. Nach eigenen Erfahrungen dargestellt. 1837. 8. geh. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Auf alle diese Artikel nehmen sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz Bestellungen an.

Bamberg im September 1837.

Ferner erscheint bei uns die politische Zeitung: **Fränkischer Merkur.**

Der **Fränkische Merkur** wird fortan nicht nur mit gleicher Sorgfalt wie bisher, sondern mit stets erhöhter Thätigkeit redigirt werden. Die Zahl seiner Mitarbeiter und Correspondenten unter den tüchtigsten Politikern und an allen Haupt-Plätzen ist beträchtlich vermehrt, die Redaktion durch alle zweckdienlichen Mittel in den Stand gesetzt worden, den Lesern ihres Blattes die fortlaufende Kenntniss der bedeutenden Tagesbegebenheiten, den gesichteten Ueberblick der interessanten Weltereignisse, die prüfende Zusammenstellung der politischen Ansichten in immer grösserm Umfange zu liefern,

mit treuer Befolgung der Grundsätze, welche sie sich zur unverrückbaren Richtschnur genommen, und schon früher ausgesprochen hat. Namentlich wird sie fernerhin, wie bisher, der Entwickelung des öffentlichen Lebens in Deutschland, und insbesondere den landständischen Verhältnissen, vorzüglich in Bayern, die grösste Aufmerksamkeit widmen. Dass die Verhandlungen der gegenwärtigen bayerischen Ständeversammlung in keinem anderen Blatte so vollständig und getreu gegeben werden, dürften die bisherigen Berichte über dieselben, welche aus der ersten, zuverlässigsten Quelle kommen, überzeugend darthun. — Nicht minder wird das Sonntagsblatt: „die Biene", einen Haupttheil seiner Spalten den besten Hervorbringungen der süddeutschen Literatur und Kunst widmen, und im „Literarischen Salon von und für Bayern" die ausgezeichnetesten Schriftsteller zur Besprechung aller wichtigeren literarischen Erscheinungen, so wie zur gebührenden Emporhebung des süddeutschen geistigen Verkehres, und zur kräftigen Abwehr seiner von gewissen Seiten her fast zur Mode gewordenen Verunglimpfung versammeln, zu welchem Behufe die angemessensten Verbindungen geknüpft, die erfreulichsten Unterstützungen zugesichert sind.

Die Redaktion glaubt demnach nicht zweifeln zu dürfen, dass ihr Unternehmen in dem Beifall des gebildeteren Publikums sich dauernd behaupten werde.

Bamberg, im September 1837.

Die Redaktion des Fränkischen Merkur.

Der Fränkische Merkur erscheint fortwährend täglich, das davon nicht getrennte „bayerische Sonntagsblatt", die Biene, jeden Sonntag, 1 Bogen stark. Ausserordentliche Beilagen und ein allgemeiner literarisch-artistischer Anzeiger werden häufig beigegeben. Der Preis für alle diese Blätter zusammen ist Vierteljährig der bisherige, nämlich hier zu Bamberg bei der unterzeichneten Expedition 1 fl. 45 kr., bei der kgl. bayer. Post im I. Rayon 1 fl. 38 kr., im II. Rayon 1 fl. 46 kr., im III. Rayon 1 fl. 54 kr. vierteljährig. Die Hauptexpedition für auswärts besorgt das königl. bayer. Postamt zu Bamberg, auswärtige Bestellungen nimmt jedes zunächst liegende löbl. Postamt, die für Frankreich Hr. Alexander zu Strasburg, Brandgasse Nro. 18, an, hier zu Bamberg die unterzeichnete Expedition. Anzeigen und Ankündigungen jeder Art, welche grosse Verbreitung erhalten, werden schleunigst besorgt, den verehrl. Gerichtsstellen und andern öffentl. Behörden, dann resp. Privaten zu vier Kreuzer für die dreispaltige Petit-Zeile oder deren Raum, den löbl. Buch- und Kunsthandlungen nach Massgabe der besonders ergangenen Circulare berechnet. Beiträge für d Fränkischen Merkur und die Biene werden an die Redaktion, alle Zusendungen von Inseraten etc. franko an die Expedition adressirt. Bestellungen auf die Blätter wollen unverzüglich gemacht werden, da später vollständige Exemplare nicht mehr nachzuliefern wären.

Bamberg, im September 1837.

Die Expedition des Fränkischen Merkur.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rainprechter, Karl

Freimüthige auf Selbsterfahrung gegründete Ansichten über den Verfall des Ackerbaues in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes

Bamberg 1837

Bavar. 2177 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10377523-5